

## LA TOPONOMASTICA STORICA DEI COMUNI DI LUSIANA E CONCO

Das Bayerische Cimbernkuratorium e.V. sieht es als Ehre an, das Ergebnis der langen Arbeit von Dionigi Rizzolo vorstellen zu können, die die Mikrotoponomastik jenes Teils der "Sieben Gemeinden" behandelt, der der vicentiner Ebene zugewandt ist. Die Untersuchung umfaßt die Gebiete von Lusiana und Conco mit den zugehörigen Gebieten der alten Regenschaft, die jetzt in die Gemeinde Marostica einbezogen sind. Rizzolo hat nicht nur die alten Urkunden untersucht, die im Gemeindearchiv von Lusiana erhalten geblieben und der Zerstörung im Ersten Weltkrieg entgangen sind, sondern auch die lebendige Bekundung der gegenwärtigen Bevölkerung. Die gesammelten Flurnamen beweisen die Ansiedelung verschiedener Sprachen und Kulturen, von denen der Goten, Langobarden und Cimbern bis zu den Schichten der Kelten und Veneter. Es ist ein Beispiel alpenländischer und europäischer Kultur, das auch in unseren Tagen bedeutsam und bedeutungsvoll ist.

Das Bayerische Cimbernkuratorium e.V. wünscht in Zusammenarbeit mit dem Cimbrischen Kulturinstitut in Roana, daß dieses Buch nicht nur in den Händen der Wissenschaftler bleibt, sondern auch Eingang findet in den Schulen und in den Familien dieser örtlichen Gemeinschaft.

Landshut, am 20. Juli 1988

Cav. Hugo F. Resch  
Erster Vorsitzender  
des Bayerischen Cimbernkuratoriums e.V.

*Il Curatorium Cimbricum Bavarense si sente onorato di presentare il risultato del lungo lavoro di Dionigi Rizzolo riguardante la microtoponomastica della parte dei Sette Comuni prospiciente la pianura vicentina. La ricerca abbraccia i territori di Lusiana e Conco, con le contrade annesse dell'antica Reggenza comprese oggi nel Comune di Marostica. Rizzolo ha esaminato non solo i documenti antichi conservati nell'archivio del Comune di Lusiana, sopravvissuti alla distruzione della Prima Guerra Mondiale, ma anche le testimonianze vive della popolazione attuale. I toponomi raccolti dimostrano la sedimentazione di diverse culture e diverse lingue, da quelle gotiche, longobarde, cimbre, fino agli strati celtici e veneti. E' un esempio di cultura alpina ed europea molto importante e significativa anche ai nostri giorni.*

*Il Curatorium Cimbricum Bavarense in collaborazione dell'Istituto di Cultura Cimbra di Roana, augura che questo libro non resti solo nelle mani degli studiosi, ma entri anche nelle scuole e nelle famiglie della comunità locale.*

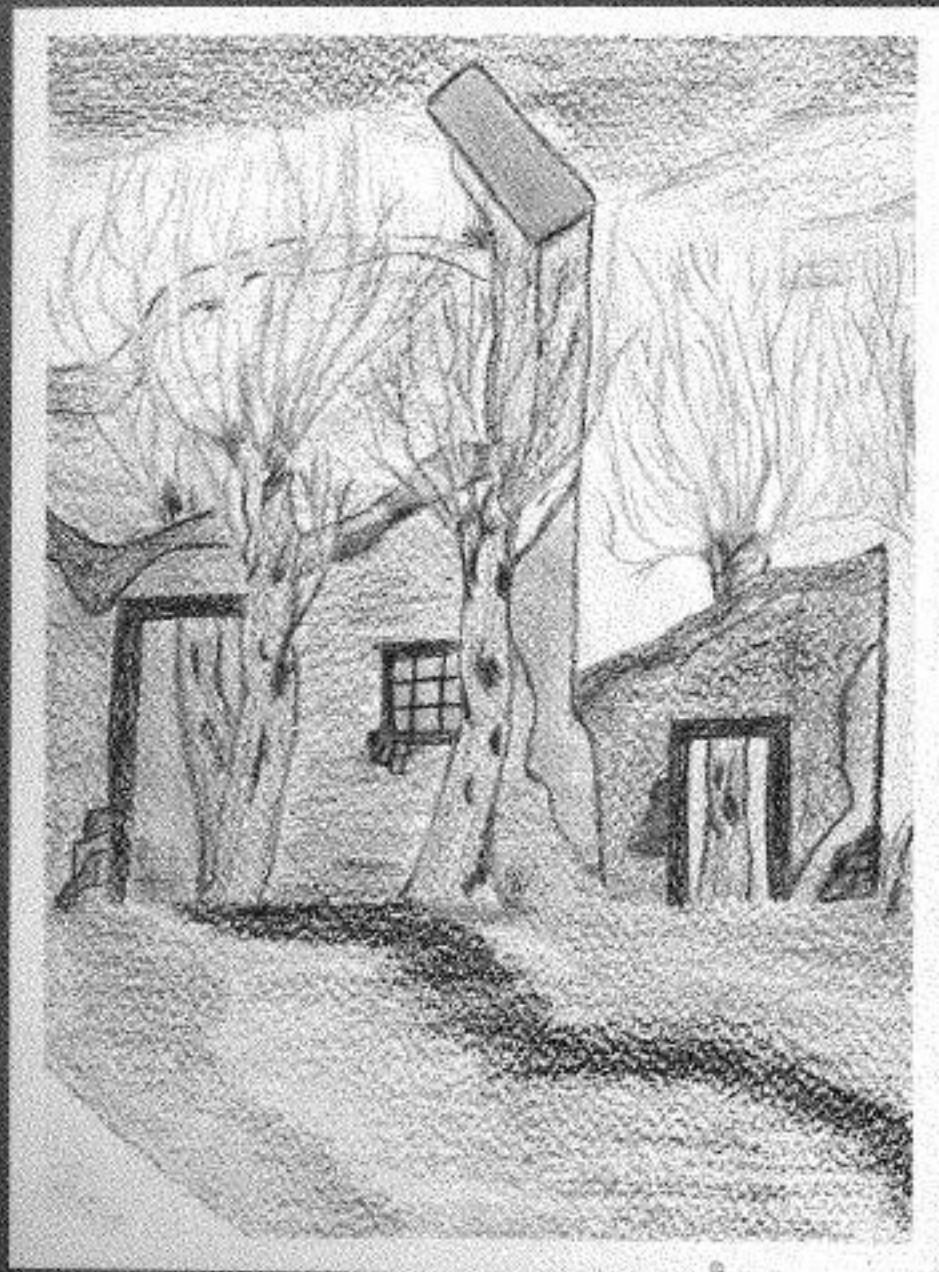
Landshut, il 20 luglio 1988

Cav. Hugo F. Resch  
Presidente del  
Curatorium Cimbricum Bavarense

# Cimbernland

Curatorium Cimbricum Bavarense

15/1988



*Titelbild: Verfallene Häuser bei der Ortschaft  
Mulvese (= Mühlwiese) von Velo  
Kinderzeichnung der Volksschule Velo*

Cimbernland – Jahresmitteilungen des Cimbrenkuratoriums  
Herausgegeben vom Bayerischen Cimbrenkuratorium e.V.  
Schriftleitung Hugo F. Resch  
Satz und Druck: Bosch-Druck, Festplatzstraße 6, 8300 Landshut-Ergolding  
Die Zeitschrift ist gegen Schutzgebühr bei der Versandstelle des Cimbrenkuratoriums,  
Drosselweg 6 D 8300 Landshut zu beziehen.  
Kuratoriumsmitglieder erhalten sie unentgeltlich.  
Für den Inhalt der einzelnen Beiträge, die nicht immer die Meinung  
der Redaktion darstellen müssen, sind die  
Verfasser verantwortlich.

## Zum Inhalt

Mit dem Heft 15 der Vereinszeitschrift „Cimbernland“ beginnt der dritte Zyklus unserer immer beliebter werdenden Mitteilungen, der wieder über zwei Jahre geht, natürlich mit neuer durchlaufender Pagina. Ein Register der vorausgegangenen Nummern 7 und 14 und der Vorschlag zum Binden sind beigelegt. Von Hans Fink aus Brixen stammt der Beitrag zur Sagenkunde aus den Dreizehn veronesischen Gemeinden „Zimbrisch-tautscha Volksgutreste“. Zum gleichen Thema steuert Heinz Fröhlich in Bild und Text den Artikel „Giazza: Eine winzige althochdeutsche Sprachinsel in Norditalien, wo man Verona noch immer Bern nennt . . .“ bei. Sprichwörter aus Giazza aus der Sammlung von Hugo F. Resch ergänzen das Bild. Sprachproben aus Roana kommen diesmal von Angelo Sartori-Beta. Dem Cimbrenfreund Harald A. Gondessen verdankt die Redaktion einen Auszug über Luserna aus Brockhaus' Konversations-Lexikon von 1908 und die kritische Frage, warum die Sprachinseln hier heute keine Berücksichtigung mehr finden. Ein weiterer Aufsatz berichtet über die Spielsachenspende vom Großversandhaus Quelle für die Sprachinseln Sappada und Sauris. Walter Drexel schreibt über den Besuch von Senatspräsidium und Landtagspresse in Roana und Luserna unter dem Titel „... un ich küdedar von beme lante du pist“ und erwähnt auch die Tätigkeit des Kuratoriums. Die Hinweise auf mehrere Arbeiten von Emerich Schaffran, die mit dem Langobardenthema auch die „Terra Cimbra“ betreffen, verdanken wir unserem Mitglied Alfred Noller aus Seefeld am Pilsensee. „Cimbernland“ bringt daraus diesmal „Die germanische Völkerwanderung im oberen und mittleren Etschtal“, „Goten und Langobarden in Südtirol und im Trientinschen“, sowie „Langobardische und nachlangobardische Kunst“ in den deutschen Ostalpen“. Ein historisches Dokument ist die dreisprachige Urkunde der Städtepartnerschaft zwischen Recoaro Terme und Neustadt/Donau von 1988, die als „Hoagar Briaf“ auch in cimbrisch gehalten wurde, um die Herkunft der Stadt am Dreiländereck der Provinzen Verona, Trient und Vicenza zu dokumentieren, auch wenn dort das alte Idiom heute fast verklungen ist. Gewürdigt mit Vorwort und Präsentation in Marostica wird das Flurnamenbuch von Dionigi Rizzolo „La Toponomastica Storica dei Comuni di Lusiana e Conco“ am Südrand der „Sieben Gemeinden“. Universitätsprofessorin Dr. Maria Horning aus Wien stellt die kritische Frage „Ist die „zimbrische“ Mundart der Sieben Gemeinden althochdeutsch?“ Dr. Richard J. Brunner von der Universität Ulm behandelt „Johann Andreas Schmeller und die bairischen Sprachinseln in Oberitalien“. Illustrationen verdanken wir erneut Dipl. Ing. Bruno Westemeier aus Bregenz, der die ältesten Häuser von Giazza und ein altes Bauernhaus in Sappada zeichnete. Zwei stimmungsvolle Bilder aus Sauris bringt erstmals im „Cimbernland“ Maestra Novella Petris aus der Maina. Das Titelbild kommt diesmal von der Volksschule Velo Veronese „Verfallene Häuser bei der Ortschaft Mulvese (= Mühlwiese)“ aus der Hand der dreizehnjährigen Morena Dalla Ba'.

Landshut, im März 1989

Hugo F. Resch

## „Zimbrisch-tautscha“ Volksgutreste

Zur Sagenkunde aus den Dreizehn veronesischen Gemeinden

Zweihundert Kilometer südlich von Bozen beginnt das „Reich der Zimbern“. Nur eine Handvoll Familien ist es, die das alte „tautscha gareida“ (deutsche Gerede) noch beherrscht und eine Kette steiler Berge reiht sich schirmend um das mutige Völklein. Wer das unserer Mundart ziemlich nahe kommende „gakouda“ (Gekau, d. h. Sprechen) zu hören wünscht, besuche das Dörflein Ljetzan (ital. Giazza). Es liegt im Herzen der Lessinischen Alpen – 44 km nordöstlich von Verona – und noch jeder, der den armen Fleck Erde mit seinen kargen Äckerlein und steilen Weiden erlebt hat, ist erschüttert heimgekehrt und war wieder zufrieden. Man hat schon viel über die letzten „Zimbern“ geschrieben. Der Geschichte und Abstammung der kleinen Sprachinsel versuchten die einen gerecht zu werden, die Hintergründe der sonderbaren Sprache zu erforschen, hatten andere im Sinn. Nur der Volkskundler hat man vielleicht weniger Wert beigemessen, und diese Lücke zu schließen sei der Versuch folgender Zeilen.

### „de sealagan laute“

Zwei mythische Gestalten sind es vor allem, die sich in der Märchenwelt Ljetzans oft wiederholen: „de sealagan laute“ (die seligen Leute; Saligen) und „de bilje ourke“ (der wilde Norgg). Beide haben prächtige Parallelen zu den Sagen unserer Täler. Die „sealagan“ weisen einerseits auf die Vorstellung des auch körperlichen

Weiterlebens der Toten in entlegenen Orten der Berge hin, nähern sich andererseits aber auch den imaginären Berichten um ein gespenstisches Riesenvolk. Man läßt sie eben den Menschen ähnlich weiterleben, mutet ihnen jedoch bestimmte übermenschliche Eigenschaften zu, z. B. die Gabe des Fruchtbarkeitszaubers und jene der Verwandlung.

Wie auch im tirolischen Teil der Alpen denkt sich der „Zimber“ die „sealagan“ als weibliche Gestalten. Sie kochen und essen nach Menschenart, holen Wasser und Holz in ihre Höhlen und wohnen unter überhängenden Felsen oder im Dickicht der Wälder. Als menschenähnliche Wesen halten sie auch ihren Waschtage, ziehen Seile über ungangbare Schluchten und hängen daran ihre ärmlichen Kleidungsstücke zum Trocknen auf.

Die häufigste Sage der Ljetzaner ist jene von den „sealagan a dar roaten bant“ (Seligen an der roten Wand). Dort hausen sie bei Nacht, ziehen ihre Leinen über das Tal nach „Lobje“ und schreiten schwindelfrei von Wand zu Wand.

Eine zweite Gruppe von „sealagan“ hielt sich über Ljetzan beim sogenannten „kitzar-stuan“ (Kitzerstein) im „sealagan kouval“ (seligen Kofelhöhle) auf. Man sah sie in „rintan 'un tannan“ (Rinden von Tannen) gekleidet und in Händen trugen sie „prante 'un vaure“ (Feuerbrände; Fackeln). Werden sie eines Menschen ansichtig, so winken sie ihm fernzubleiben und schreien aufgeregt „schua,

ra-ra; schua, ra-ra!“ d. h. „fliegt weg, fliegt weg!“ (so ruft man in Ljetzan fremden Hennen zu). Allerdings sind nicht alle Seligen so gutmütig; manche lassen auch die Menschen näherkommen und hexen ihnen irgend eine Krankheit an.

Recht sonderbar mutet eine Sage von der geisterhaften Prozession an, nach welcher eine Gruppe von „sealagan baibarn“ (seligen Weibern) von Ljetzan ins 6 km entfernte Pfarrdorf Prunge (Selva di Progno) zur Messe gingen. Da es noch Nacht war, trugen sie Fackeln in den Händen und hatten seidene Kleider angetan. Da kamen Burschen des Weges und baten die Seligen Frauen um die rauschenden Gewänder, mit denen sie zum Tanz gehen möchten. Da sich die Weiber aber zierten, haschten die Buben nach der Seide, hielten aber bei der Berührung nur noch Rinden und Späne in Händen (in Ljetzan bettete man früher die Leichen in solche).

Fast schaurig klingt die Mär von einem Weib, das an einem Brunnen saß und dort nach seinem Ring suchte, den es verloren hatte. Als es Nacht wurde, kam die Prozession der Seligen geschritten, die letzte der Betenden trug ein Licht in der Hand. Auf diese trat das suchende Weib und bat um das Licht, damit sie den Ring finden könne. Die Selige reichte ihm das Gewünschte, doch hielt die Bittstellerin im selben Moment statt des Spanes einen toten Arm in Händen. Die Erschrockene ging heim, zeigte dem Pfarrer das kalte Glied und bat um Rat. „Geh heim, sperre es in eine Truhe und mach dich nach einem Jahr an dieselbe Stelle, wo dir der Arm gegeben war. Die letzte in einer Prozession, die kommen wird, mußt du anhalten und ihr sagen: hier hast du dein Licht, das du mir vor einem Jahr gegeben hast. Ich

danke dir!“

Wie der Pfarrer geraten hatte, tat die Ljetzenerin. Und die Selige dankte ebenfalls für den rückerstatteten Arm und sprach: „Gott sei Dank! Ich war jetzt ein ganzes Jahr blind!“ Darauf ging die andere Frau an den Brunnen und fand sofort ihr längst vermißtes Ringlein.

Ähnliches widerfuhr auch zwei Weibern aus „Boarsan“, die am Heimweg vom Spinnabend eine Nadel verloren hatten. Auch sie baten die Seligen um ein Licht und hatten dann anstelle desselben fünf tote Finger in der Hand. In der Beichte bekamen sie denselben Rat, wie im vorigen Fall und die Nadel war leicht zu finden. Prof. Dr. Bruno Schweizer, einer der besten „Zimbernforscher“ glaubt, sowohl die Erzählung von den in Seide zur Messe schreitenden „sealagan“ als auch jene von der Verwandlung von einem Licht in einen toten Körperteil in das Gebiet alter kultischer Geheimbünde verweisen zu können. Das Beschreiten der über die Täler gespannten Wäscheleinen hingegen sei ein merkwürdiger Zug, den man etwa aus mimischen Vorstellungen auf gedachte Urbilder zurückübertragen habe.

### „de bilje ourke“

Während man in Fachkreisen die „sealagan laute“ dem isländischen „huldufolk“ (der dienenden Schar der Göttin Hulda) zuteilen will, soll der „bilje ourke“ (wilde Orke, Norgg, Nörggele, Lorgg bzw. italienisch orco) den germanischen Wotan fortsetzen. In unseren Gegenden taucht der Norgg häufiger als der „Wilde Mann“ auf und ist in seinen erschreckenden Gestalten auch einäugig oder dreiköpfig. In bayrischen und alemannischen Gauen versucht man, in dieser Sagenfigur eine Erinnerung an die ersten Urbewohner der

Alpen zu erkennen, die eben von späteren und stärkeren Siedlern in die Wildnis der Berge zurückgedrängt wurde. Man stellt sich die Orken gerne als Riesen oder Unholde vor, gibt ihnen mancherorts auch den Namen „anterische Leut“ und gerade die Tatsache, daß sie einmal hilfreich oder vegetationsfördernd, dann wieder als böseartig und dämonisch geschildert werden, zeigt wie stark sich die alten Sagengestalten in der Volksvorstellung verwischt haben.

Bei den „Zimbern“ von Ljetzan hat der „bilje ourke“ fast durchwegs eine an den Teufel mahnende Ähnlichkeit. Daß er heute nicht mehr auftritt, habe man nach der Volksmeinung dem „Jetzten heiligen Konzil“ zu verdanken. Zum Glück tritt der Orke nicht gerade gefährlich auf, ja oft zerstäubt er beim Näherkommen überhaupt nur in einen Lichtstrahl, der sich in der Nacht verliert. Einigemal begegnen wir ihm allerdings als Frauenräuber. Dann tritt er als plumpe bärenähnliche Gestalt durch Tür und Tor, nähert sich vorwiegend stillenden Müttern und macht sich immer unter denselben Worten aus dem Staub: „katrlj, katrlj, ringraziar dass, bou du hast ute schoasse, sedenon du beardast mai!“ (Kathreinchen! Danke dem, was du auf dem Schoß hast, sonst wärest du mein!)

Frauen, die sich in ein Gespräch mit dem Orken einließen, waren stets rettungslos verloren, dagegen half auch das unschuldige Kind im Schoß nicht. Dahinter steht wohl die Mahnung, Frauen sollten überhaupt jedem Fremdling mißtrauen! Interessanterweise war es immer eine Katharina, mit der es der Orke zu tun hatte; eine Feststellung, die wir auch in Antholz machen, wo man allerdings die perchtenartige „Gstampe“ auf Frauen losließ.

In anderen Ljetzaner Geschichten ver-

wandelt sich der Orke oft in einen Felsklotz oder Baumstrunk; ab und zu war es auch ein Riese, der Felsen schleppte, und schließlich gar ein nächtlicher Schatten, der Männer überraschte. Nach einer leisen Berührung an der Brust war jeder bereits am Morgen tot. Nur in zwei Fällen lief der „bilje ourke“ auch Kindern nach. Einmal war es ein Geißhirt, der so sehr erschrak, daß er vor Angst in den Bach fiel und ertrank; ein andermal setzte der Orke einem Knaben über eine Brücke nach. Zum Glück wußte der Bub einen Zauberspruch, worauf der Steg brach und der Wilde im schäumenden Wasser ersoff.

#### „an körpel un inj houlant“

An Geistergeschichten ist der „Zimber“ eigentlich arm. Nur eine einzige ist uns bekannt. Ein Hozlarbeiter ging in die Alm „kaltan barken“ (kalte Baracken, d. h. wenig ertragreiche Weide mit Heuschuppen), stürzte über eine Felswand und muß als Gespenst umgehen. Da seine Gestalt aber sichtbar ist, nennt man die Erscheinung „an körpel“, d. h. ein Körper. Schwerer fällt die Auslegung des Wortes „houlant“. Darunter versteht sich in Ljetzan ein Frühlingsbrauch, der unserem Vinschgauer „Hexen-, Katzen- oder Kasfangga-Verbrennen“ von Prad, Kortsch und Stills ähnlich kommt.

Der „Zimber“ trägt an den letzten zwei Tagen des Feber und am 1. März an einer bestimmten Flur namens die „höulante“ dürres Gras und Holz zu einem Haufen, legt Feuer an und die Buben des Ortes laufen, solange es brennt, mit Schellen läutend, singend und schreiend und mit Hörnern tutend durch alle Gassen. Vor gewissen Häusern, darin sie ein heiratsfähiges Mädchen wissen, machen sie halt und rufen sich gegenseitig folgenden Spruch zu:

„iss ken marzo in diesa earde. is mannat si dau schöana diarn!“ (Es kam der März zur Erde. Es verheiratet sich die schöne Dirn!) „un bear lenn'si?“ (Und wer nimmt sie?) „on piro bello!“ (der schöne Peter!)

Es folgen noch lustige Worte um die Mitgift oder man bietet der „Braut“ auch scherzhalber einen von ihr verschmähten Burschen oder gar den Kirchturm an, sofern sie als wählerisch verrufen ist. Diesen Brauch des öffentlichen Kuppelns nennt die folkloristische Fachwelt „die kultische Maibraut“. Sehr umstritten ist die Deutung des Brauchnamens „houlant“. Mit „Heiland“ kann er schon einmal lautgesetzlich nichts zu tun haben, darüber sind sich alle Forscher einig. Msgr. Cappelletti, selbst „Zimber“ und glühender Verfechter seines Volkstums, verwies auf „Holunderfeld“ (höulante). Näher kommt wohl Dr. Schweizer, der auf das mittelhochdeutsche „valant“, d. h. Teufel, tippt, also ein dämonisches Wesen, das man anstelle des verpönten Winters verbrennt.

Prof. Dr. Anton Dörrer ist anderer Meinung. In seinem Standardwerk „Tiroler Fasnacht“ kommt mehrmals das Wort „hoale“ vor, das in Stills für junge lenzliche Brauchträger üblich ist. Die alte Bezeichnung „hoaln“ für kastrieren fiel schon ganz in Vergessenheit. Wahrscheinlich trug man das Wort von einem verschnittenen Jungochsen auf unbändige, nachtschwärmende Buben über.

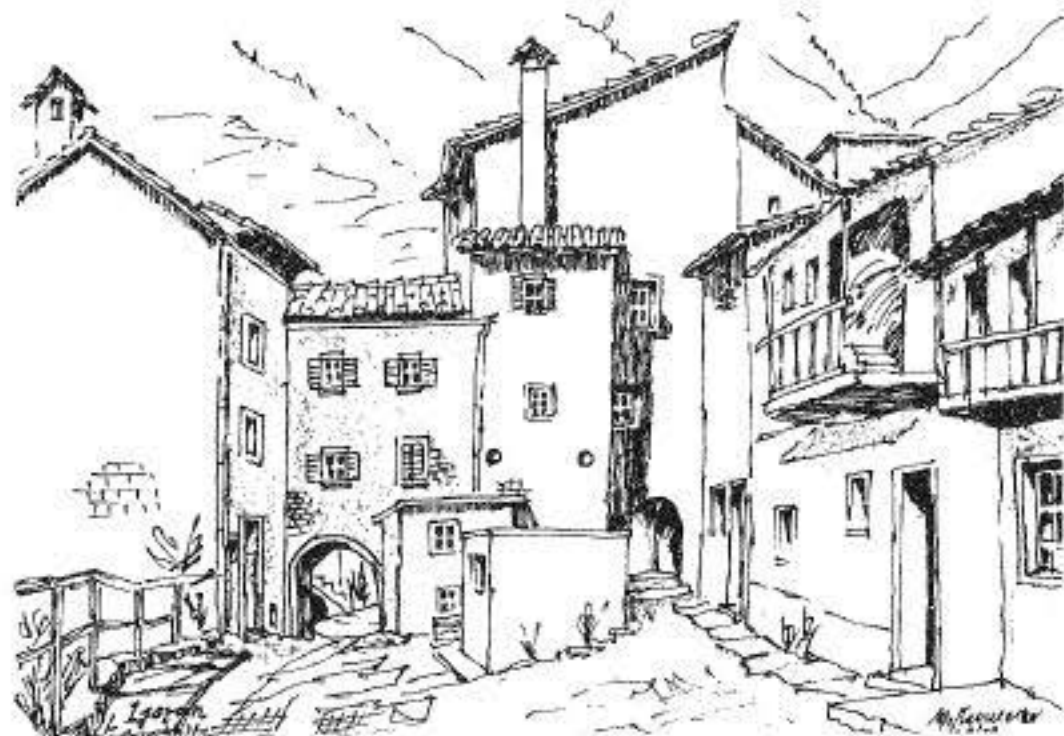
Seltsam ist eine ins Jahr 1700 verlegte Sage, die man in Ljetzan oft zu hören kriegt, nämlich „vorschan ume toatan“ (Forschen nach dem Toten, d. h. „Gerichtsverfahren“ oder „Bahrprobe“). Hier handelt es sich um einen Mann, der sein Ehefrau mit einer schönen Schafhirtin betrog. Um seine Frau loszuhaben, lockte

er sie in die Berge, wo er sie mit Steinen totschoß. Das „Gericht“ kam und stellte an die Ermordete die Frage, ob sie etwa gar von ihrem eigenen Gatten getötet worden sei. Daraughin begann die Leiche stark von der Nase zu bluten. Dadurch war der Mord geklärt, doch leider war der Täter entkommen. Nach Jahren starb er und es zitterte die ganze Hütte, denn der Teufel hatte Mühe, die Seele mit sich zu nehmen.

#### Hexen und fliegende Zauberer

Nordisch beeinflusst sind die Geschichten um die Hexen und anderes Teufelsvolk. Vor Zeiten kam ein Mann vom „belischan nidarlant“ (italienischen Tiefebene) nach Ljetzan und erbat sich, ein Kind zu heilen das von allen Ärzten aufgegeben war. Er sagte einen Spruch über den Sterbenden und siehe . . . am Morgen lagen Eisennägel und Drahtstücke neben dem Buben im Bett. Man gab die Sachen in einen Topf, setzte Feuer unter denselben. Je länger das Feuer brannte, desto gesünder wurde der Bub und als der Topf schließlich in Stücke sprang, war er ganz heil. Mit dem Gefäß zerriß es aber auch ein Weib in der Nachbarschaft. Dieses war die Patin des Kindes gewesen und hatte es eben verhext gehabt.

Nicht zu vergessen sind die paar Geschichten, die von einem Goldsucher wissen; dann jene vom „tznichtan mago“ (bösen Hexenmann) aus Velo, der Wetter kochte und schließlich die Berichte vom köular „un naugan kirchan“ (dem Köhler aus Neukirchen – Chiesanuova), der es fertig brachte, nach Ausrufen eines Zauberspruches auf einem Reisigbündel durch die Lüfte zu fliegen. Ein Ljetzaner hatte sich die Kunst abgeschaut und tatsächlich stieg der „pesan 'un raisar“ (Reisigbesen) samt dem Kerl auf. Da er aber ein Wort



De Lóuban sain de élturstan hausar 'un Ljetzan

des magischen Verses vergessen hatte, vermochte das fliegende Bündel sich nicht über die Bäume zu erheben und die Äste zerkratzten dem Mann furchtbar das Gesicht.

Auch vom Burschen, der fensterln ging, doch leider „iz stoulja gamachat tse kurts“ (das Stühlchen, Leiterchen, zu kurz gemacht hatte), weiß der Volksmund lustig zu berichten, des weiteren von den Wirten, die den Wein taufen – „de birte bo da toffan in bain“ – und den Schmugglern, die noch vor dem Ersten Weltkrieg ins Österreichische stiegen. Natürlich taucht viel Jägerlatein auf, werden alte Berichte „ume'n läischtan bolfe“ (um den letzten Wolf) und den mutigen „katsaduor on peare ga dar mouskangruobe“ (Bärenjäger bei der Mouskangruobe) laut, nicht zu vergessen eine Menge Schwänke, die

von den Söldnern der Republik Venedig bis zu den österreichischen Gendarmen um 1866 vor niemandem halt machen. Selbst ein Besuch König Friedrich des IV. von Dänemark um 1709 in Verona (der Ljetzanar sagt „ga bearn“ statt Verona) ist aus dem Erinnerungsvermögen des Volkes noch nicht ganz ausgelöscht; ja es heißt, dieser habe gesagt, „ke dort in danimarka hensu agreit asbia hia gan Ljetzan“ (daß sie dort in Dänemark geredet hätten wie hier in Ljetzan).

#### Muttersprache . . . Mutterlaut . . .

Auch über den Besuch des Bischofs von Verona anlässlich der Erhebung der Kaplanei zur selbständigen Pfarre im Jahre 1798 wird noch berichtet; des weiteren von einer „Schlacht“, die die „tautschan 'on de draitze kamaun“ (die „Deutschen“

der 13 Gemeinden) einst gegen Carrara siegreich ausgetragen hätten und nicht zuletzt weiß man von lokalen Reibereien mit Leuten aus den Nachbarorten, die es immer ärgerte, wenn sie die Ljetzanar mit ihrem „maledetto simbro“ (verfluchten Zimbrisch) nicht verstanden.

Nur über eines wissen die guten Leute keine Auskunft zu geben: über ihre Herkunft und des Ortes Frühgeschichte. Wäre uns nicht berichtet, daß Bischof Bartolomeo della Scala von Verona mit der Urkunde vom 5. Febr. 1287 zwei Deutschen mit ihren Gefährten die Erlaubnis gab, das öde Gebiet in den umliegenden Bergen zu bebauen und besiedeln, der Volksmund ließe uns in diesem Falle vollkommen im Unklaren. Denn aus den Worten: „di usare altan sain kenn abar in dias eikadar“ (unsere Alten sind herabgekommen in diese Ecken – Berge) ist wirklich herzlich wenig zu entnehmen.

Erschütternd hört sich noch ein Bericht an, den uns Prof. Schweizer über Ljetzan aufgezeichnet hat: „ . . . um 1895 ging ein Junge aus Prunge in das Bergdorf Velje, wo das Zimbrische schon damals so gut wie ausgestoben war, um Almosen zu betteln. Des Weges traf er einen alten Mann, den er um eine kleine Gabe anging.

Dieser freute sich sehr, in seinen alten Tagen noch einmal das altvertraute Zimbrisch vernehmen zu können. Der Junge schien aber keine Zeit zu haben und wollte sich mit der Entschuldigung aus dem Staub machen, er müsse im Auftrage der Mutter „suochan“ (suchen, betteln) gehen. Da sagte der Alte: Ich schenke dir ein Säcklein Polenta, obwohl ich selbst recht wenig habe, dann könnt ihr daheim etwas kochen. Aber ich möchte so gerne noch einmal in meinen alten Tagen nur ein Stündlein in meiner alten Muttersprache reden!

Wen nach „zimbrischem“ Volksgut dürstet, tut gut, gar bald den trauten Winkel selbst zu besuchen. Sagen und Bräuche sind auch dort bereits Mangelware. Was aber die alte Mundart anbelangt: wir glauben kaum, daß sie die kommende Generation noch beherrsche. Bei diesem Tempo der Technisierung und europäischen Fraternisierung vermag sich eine derart kleine Gruppe trotz aller Bemühungen und künstlichen Versuchen kaum länger zu behaupten. Leider geht die große Welt mit einem leisen Achselzucken an dem vorüber, was dem kleinen schier das Herz abdrückt!

„Südtirol in Wort und Bild“ 2/1973

#### Sprachproben aus Roana

an mintzig gapéetet,  
an mintzig gasbéart,  
's ist alles galaiche.

Angelo Sartori-Beta, Roana  
25. August 1985

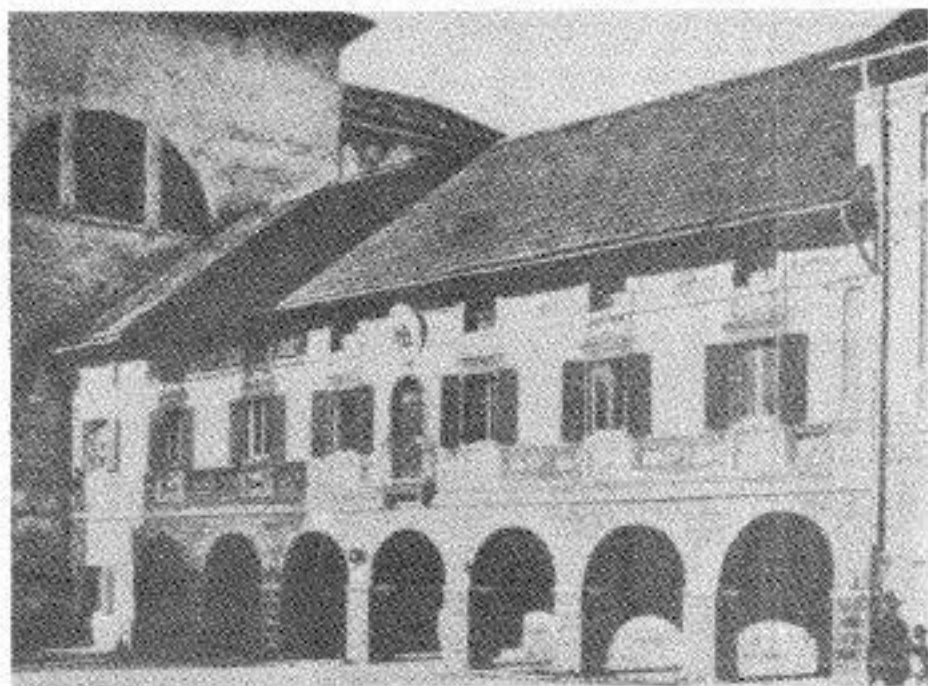
Ein wenig gebetet,  
ein wenig geflücht,  
es ist alles das Gleiche.

**Luferna**, deutsch Luifarn, Dorf im Gerichtsbezirk Leivo der österr. Bezirkshauptmannschaft Borgo in Südtirol, auf einer rauhen Hochebene (1333 m), hat (1900) 768 deutsche Ö., eine Fachschule für Spigenflöppel und ist die einzige deutsche Sprachinsel in Südtirol. In der Nähe die Sprachinseln Sette comuni (s. Comuni).

aus: Brockhaus' Konversations-Lexikon.  
Leipzig: 1908

Warum bringt Brockhaus heute nichts mehr über die Sprachinseln? fragt Harald A. Gondesen aus Giekau in Ostholstein und bittet das Kuratorium beim Verlag zu intervenieren.





Das Regentschaftsgebäude von Asiago wurde im 1. Weltkrieg zerstört

nen konnten. Der Name hat sich bis heute erhalten, obwohl man längst festgestellt hat, daß die „Zimbern“ Nachkommen der Goten und Langobarden sind, die sich im frühen Mittelalter mit bairischen Ansiedlern vermischt haben.

Kern der deutschsprachigen Besiedlung und damit des Zimbrischen waren die sogenannten „Sieben Gemeinden“ in der Provinz Vicenza und die sogenannten „Dreizehn Gemeinden“ in der Provinz Verona, von denen sich lediglich in Ljetzan/Giazza das Zimbrische bis heute erhalten hat. In den „Sieben“ beschränkt es sich weitgehend auf die alte Generation in und um Roana.

Sehr früh schon hatten die „Sieben Gemeinden“ – Roana und Rotzo im Westen der Hochebene, Gallio, Foza, Enego im Osten, Lusiana und Conco im Süden – eine Art Selbstregierung entwickelt, die im Jahre 1310 zur Ausrufung der „Republik der sieben Kamäun“ führte: Ein selbständiger, von einer „Ehrenwerten Staatshalterschaft“ regierter Bund mit eigenen Gesetzen, mit seiner eigenen Sprache und seinen besonderen Sitten und – was sehr wichtig war – mit einer ganzen Reihe von Privilegien. Die Steuerfreiheit z. B. war eines davon: Mit ihr war das Zugeständnis verbunden, jeden

Steuereinnahmer, der sich in dieses fiskalische Paradies wagen sollte, auf der Stelle erschlagen zu dürfen. O tempora, o mores!

Erst Napoleon bereitete der Selbstherrlichkeit der Sieben Gemeinden ein Ende, und nach dessen Ende wiederum kamen sie 1816 zum Kaisertum Österreich, 1866 wurden sie endgültig italienisch. Während des Ersten Weltkrieges war die Hochebene Schauplatz schwerer Kämpfe; nahezu alle Dörfer wurden zerstört. Ein Museum im Rathaus von Roana, mit Hilfe des Freistaates Bayern errichtet, erinnert heute an diese schwere Zeit und an das in ihr Verlorene. Der Wiederaufbau erfolgte nämlich im italienischen Stil, die einstigen steilen Walmdächer der alten Bauernhäuser verschwanden aus dem Landschaftsbild.

Sprachlich aber war die Zeit, allen kriegerischen und politischen Wirrungen zum Trotz, zunächst stehengeblieben. Gottlob möchte man sagen, hat das Zimbrische so doch ein Jahrtausend überdauert, in Relikten zwar, aber auch in seiner ganzen Ursprünglichkeit. Vergessen einst, wiederentdeckt und so wie es heute scheint – trotz erster Ansätze zu einer Hilfestellung von außen – durch Abwanderung und Generationswandel vom Aussterben bedroht.

Es war der bayerische Sprachforscher

Johann Andreas Schmeller, der als erster die Bedeutung der zimbrischen Sprache erkannt und sie eindeutig als tirolisch-bairischen Ursprungs eingeordnet hatte. 1834 hatte er sich zu Fuß auf den 400 Kilometer langen Weg zu den Wurzeln dieses urbairischen Dialekts gemacht und nach einer zweiten Reise seine Forschungsergebnisse in seinem „Cimbrischen Wörterbuch“ niedergelagt. Andere folgten in unserem Jahrhundert nach. Heute ist es neben dem Zimbrischen Kulturinstitut in Roana vornehmlich das „Bayerische Cimbern Kuratorium e. V.“, 1970 gegründet, in der Bayerischen Staatskanzlei angesiedelt, von deutscher und italienischer Seite ideell und in bescheidenem Rahmen auch finanziell unterstützt, das sich um die Erhaltung des sprachlichen Erbes bemüht. „Cavaliers“ Hugo F. Resch, von der italienischen Regierung und den „Zimbern“ mit Orden und Ehrenbürgerschaften ausgezeichnet, im „Zimbernland“ ebenso zu Hause wie im heimatischen Landshut, ist nicht nur Geschäftsführer, sondern auch Motor des 450 Mitglieder umfassenden „Gemeinnützigen Vereins zur Förderung der altbairischen Sprachinseln in Oberitalien“, der zu retten versucht, was noch zu retten ist.

Bis zum Ersten Weltkrieg sprach man noch in den meisten Gemeinden das Zimbrische als Hauptsprache, heute wird es, mit einer Ausnahme, nur noch von etwa 500 in Roana lebenden Bewohnern und im nahen Ortsteil Mittenwald verstanden. Diese Ausnahme ist Lusern, ein Dorf mit rund 500 Einwohnern, 1300 Meter auf der Hochfläche von Vielgereuth-Lafrana/Polgaria-Lavarone gewissermaßen im „Vorzimmer“ der Sieben Gemeinden gelegen und zum Trentino gehörend. Die Fahrt von Trient dort hinauf durch wildromantische Schluchten ist ein seltenes Naturerlebnis. Und dort oben spricht auch heute noch fast die gesamte Bevölkerung den zimbrischen Dialekt. Doch wie lange noch?

Abwanderungen mangels genügender Existenzmöglichkeiten in der kargen Bergwelt, Geburtenrückgang und Mischehen zehren an der Substanz. Kontakte fast ausschließlich mit der italienischen Welt sind für die junge Generation zudem nicht gerade förderlich, ihre Identität und Sprache zu erhalten. Zwei Wochenstunden Unterricht im „Zimbrischen“ an der Volksschule – sie zählt heute nur noch zwölf Schüler im Gegensatz zu 24 vor drei Jahren – sind allein keine große Motivation dazu. Auch die Tatsache, daß die Zimbern – im Gegensatz zu den Südtirolern – als Sprachminderheit nicht anerkannt sind, macht es immer

schwieriger, eine so kleine ethnische Gruppe in einem italienischen Umfeld zu erhalten.

Für die Italiener ist das Zimbrische heute nur noch eine historische, keine lebende Sprache, waren die Zimbern – wiederum im Gegensatz zu den Südtirolern – noch nie ein politisches Problem. Das erleichtert es ihnen, sich für deren Belange einzusetzen, für das Engagement aus Deutschland zur Erhaltung der Sprachinsel zu danken, so wie es Dr. Gian-Paolo Andreatti, leitender Beamter bei der Arge-Alp, im Namen der Provinz Trient, zusammen mit dem Luserner Bürgermeister Luigi Nicolussi-Castellan gegenüber den „Senatoren und Journalisten von de Bayern“ tat.

Die Luserner sehen die Dinge zwar etwas anders. Amtssprache bei den Gemeinderatssitzungen ist natürlich Italienisch. Aber, so der Bürgermeister, in der Praxis verwenden die Räte zur rechten Zeit auch das Zimbrische: „Dann sprechen wir wie bei uns“, sagt er, weil es zuweilen doch gut sei, wenn der italienische Gemeinsekretär zunächst einmal nicht alles versteht. Doch beide, Andreatti und Nicolussi-Castellan, setzen auf eine kulturelle Zusammenarbeit mit den Deutschen, auf Kontakte mit der lebendigen deutschen Sprache.

Deutsch ist zwar nicht mit Zimbrisch gleichzusetzen; aber, so der Bürgermeister, sein Einfluß könnte doch zumindest die Gefahr bannen, daß neue Begriffe und Wortschöpfungen der Gegenwart aus der italienischen Sprache in das Zimbrische übernommen werden. Deutschsprachiger Fremdenverkehr z. B. könnte dazu beitragen, meint auch Andreatti, und schlägt namens des Trentino die Errichtung eines Hotels in Lusern vor: finanziert von der Provinz Trient und eventuell unter bayerischer Verwaltung, um in erster Linie ein kulturell interessiertes Publikum aus Deutschland und nicht nur italienische Touristen zu einem Besuch zu animieren.

Ein gutgemeinter Vorschlag, aber es wird sicher noch vieler anderer Überlegungen und Bemühungen bedürfen, um die Hoffnung zu erfüllen, daß die „Zimbern“ das nicht bleiben, was die Luserner selbst als „verlorene Sprachinsel“ bezeichnen, sondern daß auch für künftige Generationen im „Zimbernland“ das dortige Sprichwort Geltung behält: „Kummar bia do prechtest, un ich küdedar von beme lante zu pist“ – Sag mir, wie du sprichst, und ich sage dir, woher du kommst (küde dir, von welchem Land du bist). Walter Drezl

## Die germanische Völkerwanderung im oberen und mittleren Etschtal

Von Emerich Schaffran

Da im Sommer 568 der Vormarsch der Langobarden gegen Westen immer mehr Raum gewann und bereits die Brenta überschritten hatte, mußte von Seiten ihres Königs Alboin sofort für eine Sicherung der rechten (nördlichen) Flanke gesorgt werden. Denn durch den alpinen Teil des Etschtals konnte sowohl eine Bedrohung dieses langobardischen Vormarsches durch die feindselig gesinnten Franken erfolgen, als auch wieder gerade längs dieser Flußlinie noch am raschesten die Verbindung zum befreundeten Volk der Baiern aufgenommen werden. Nördlich von Padua angelangt, wurde daher vom König der Befolgsmann Evin mit entsprechenden Kräften durch das Brentatal nach Trient entsendet, wobei es auch möglich ist, daß schon früher eine Heeresabteilung von Treviso aus über Feltre und Tezze aus zum gleichen Ziel gelangte, denn die Stilformen der Grabbeigaben im großen langobardischen Gräberfriedhof von Voltago bei Agordo deuten auf eine bereits noch vor 600 erfolgte Besetzung dieses südlichsten Teiles der Dolomiten. Trient wurde besetzt und zur Herzogstadt gemacht. Evin erscheint als der erste langobardische Herzog — und sofort wurde in energischem Weiterdrängen die Sicherung einstweilen bis zur Gabelung des Etsch mit dem Eisacktale vorgetragen<sup>1</sup>.

Zur Erklärung dieses taktischen Vorgehens muß nun kurz auf die politischen und ethnographischen Verhältnisse im einstigen Südtirol eingegangen werden<sup>2</sup>.

Als die Römer unter Drusus und Liborius im Jahre 15 v. Chr. die Besetzung des späteren Südtirols durchführten, fanden sie hier eine nach Talgauen gegliederte Bevölkerung vor, die aber keineswegs einheitlichen Charakters war. Über diesen, wie über die sprachliche Zugehörigkeit, weichen die wissenschaftlichen Ansichten stark voneinander ab. Italienische Gelehrte (wie V. Pisani, B. Gerola, P. Ducati und L. Luni in den Jahrgängen 1935, 1939 und 1941 der Bozner Zeitschrift *Ateneo Augusteo*) nehmen eine reine oder überwiegend mediterrane Urbevölkerung an und bewerten den illyrisch-keltischen Anteil gering. Für diesen treten wieder mehrere nordische Autoren, wie Whatmough, Kretschmer und Vetter ein und weisen die Südtiroler vorantike Bevölkerung, besonders die Räteromanen, schon deshalb der indogermanischen Sprachgruppe zu, da die indogermanische Herkunft der Illyrer und ihres Zweiges der Veneter heute als gesichert angenommen wird.

<sup>1</sup> Für die Geschichte der Langobarden im allgemeinen vgl. E. Schaffran, *Geschichte der Langobarden* (Verlag v. Hase u. Koehler 1938, mit weiterer Literaturangaben) und für Südtirol besonders R. Heuberger: *Rätien im Altertum und Frühmittelalter* (Schlernschriften, Innsbruck 1932, mit lückenloser Angabe der literarischen Quellen). <sup>2</sup> Am besten darüber Heuberger, a. a. O., und in kurzer Zusammenfassung Fr. J. Hommel, *Das Werden der deutschen Südmal Tirol* (Heimverlag 1933).

Maßgebend für diese Fragen müßte der archäologisch-prähistorische Befund sein, wenn seine Ergebnisse reicher wären. Immerhin ergibt er für Oberetsch ein partielles Überwiegen des illyrisch-keltischen Anteils. Etruskische, lateinische und überhaupt mediterrane Funde sind entweder selten oder kaum in einen genügend tragfähigen Zusammenhang zu bringen.

Doch waren die mediterranen Elemente stark genug, um nach dem Abschluß der römischen Besetzung eine rasche Romanisierung der Bevölkerung im Haupttal herbeizuführen, wogegen dies in den Seitentälern später und zögernder vor sich ging.

Zusammengefaßt kann man sagen, daß sich zu Teilen einer archäologisch nicht voll gesichert nachweisbaren mediterranen Urbevölkerung später sehr starke illyrische Übersichtungen, also rassistisch-nordische und sprachlich-indogermanische Zuschübe, gefellten, die um 400 v. Chr. noch eine Verstärkung durch die Kelten fanden. Da die gleichfalls im oberen Etschtal ansässigen Veneter nach heutiger Ansicht illyrischer Herkunft sind, so ergibt sich rassistisch ein Übergewicht zugunsten dieses indogermanischen Volkes.

Die Römer warfen dieses auch politisch nicht einheitliche Völkergemenge nach schweren Kämpfen nieder und nannten das Land Rätien und die dort wohnenden Menschen Räter. Diese verschmolzen schließlich unter dem starken Druck der römischen Herrschaft auch sprachlich mit den Römern, und es entstand daraus das Räteromanische. Die Stellungnahme der modernen Sprachwissenschaft zu den wenigen, unzusammenhängenden, schwer, mehrfach oder gar nicht deutbaren Sprachresten aus Südtirol ist eine ungewöhnlich verschiedenartige. Eine Klärung konnte schon deshalb nicht eintreten, da die Zuschreibung der Südtiroler Inschriften zur rätischen Sprache noch nicht gesichert ist.

Wenn auch die Räter auf Grund der Bodenfunde und der Ortsnamenforschung zum illyrischen, indogermanischen Volksraum gehören, so ist ihre Sprache doch wiederum ein sich einigermaßen selbständig entwickelnder Zweig der romanischen Sprachgruppe gewesen. Trotzdem ist der indogermanische Anteil an der Bildung der Südtiroler topographischen Namen ein großer (vom deutschen Anteil ganz abgesehen), wogegen das Mitwirken vor-indogermanischer Wortelemente als Derivat einer prä-illyrischen, also prä-indogermanischen, deshalb vor-arischen Urbevölkerung in diesem Raum (deren Zugehörigkeit zu den Ligurern und Euganern umstritten ist) geringer erscheint.

Das sprachlich-ethnographische Bild der Südtiroler vor-römischen Bevölkerung ist also in großen Teilen noch ungeklärt. Das Beste hierbei haben, gefördert von deutschen und italienischen Fachgelehrten, Ortsnamenkunde und Archäologie getan und deren Ergebnisse betonen den indogermanisch-illyrischen Anteil immer mehr.

Die Aufgabe des Volkstums und der alten Sprache war, wie vorhin erwähnt, in den starkbesetzten Haupttälern wesentlich stärker als in den Seitentälern, und daher ist die archäologische Hinterlassenschaft der Räter und ihrer Vorfahren j. B. im



gänzten Gebiet des Noce bedeutend reicher und klarer als im Etschtal, welches in dieser Beziehung schon bald nach der Besetzung latinisiert war<sup>1</sup>.

Die römische Herrschaft brachte eine straffe militärische und zivile Organisation mit sich. Saß die höchste militärische Gewalt vor allem in Castell Teriolis (Schloß Tirol), so die zivile Verwaltung in Tridentum (Trient), welche Stadt damals zum Municipium erhoben wurde. Die Hauptverkehrslineie ging von Feltre über Trient nach Pons Drusi (Gegend von Sigmundskron südwestlich von Bozen) und teilte sich dort; ein Zweig erreichte über den Brenner (Land der Breconen, eines Zweiges der in Pannonien ansässigen Breuker) Veldidena (Wilsten) am Inn, der andere, lange Zeit wichtigere durch den Bau der illyrischen, also indogermanischen Venosten (Wischgau), über den Reschen-Scheideck das Gebiet von Nordrätien mit der Hauptstadt Augusta Vinidelicorum-Augsberg. Die Straße Verona durch die Klause von Ala nach Trient wurde erst später gebaut. Sie wurde besonders von den Ostgoten, von den Langobarden und in steigendem Maße von ihren Rechtsnachfolgern, den fränkischen Königen und den deutschen Kaisern benutzt.

Die Ostgoten, als Nachfolger des weströmischen Reiches, waren zwar die ersten, im Etschland längere Zeit sich ansiedelnden Germanen, aber sie haben weder in der Sprache noch in der blutmäßigen Zusammensetzung der Bevölkerung deutliche Spuren hinterlassen, und auch ihr gesichertes archäologisches Erbe beschränkt sich auf wenige Stücke. Es herrschen hier hinsichtlich der ostgotischen Archäologie die gleichen Verhältnisse wie auf der apenninischen Halbinsel selbst. Der Unterschied zur Fülle der langobardischen künstlerischen Hinterlassenschaft ist sehr bedeutend. Denn die zwei Korbchenohrringe aus Verov (südlicher Ronsberg, Museum Innsbruck) und ein gleichartiger Fund vom Doß Trento (Museum Trient) besagen doch über Art und Dichte der ostgotischen Besiedlung in Südtirol sehr wenig, da, im Gegensatz zu Kärnten, auch keine auf die Ostgoten sich beziehenden Ortsnamen vorhanden sind. Wenn auch Curia (Chur) etwas großspurig den Namen Theodoricopolis erhielt, so haben die Ostgoten zu ihrem Nachteil die strategische Bedeutung des inneralpinen Rätiens nicht erkannt, denn sonst hätten sie, dem Tractus Italiae circa Alpes der mittleren Kaiserzeit folgend, ihre Grenzbefestigungen nicht erst nahe dem Südrand der Alpen angelegt, wie z. B. in Eusa, Vosta, Como und Trient (Verruca). Bischof Venantius Fortunatus nannte auf seiner Reise durch das Pustertal (Vita sancti Martini 4, Vers 650 f.) dort mehrere Castra. Darunter sind wohl nicht nur bewehrte Dörfer, sondern regelrechte spätantike Befestigungen zu verstehen, die, anschließend an jene in Kärnten, auch von den Ostgoten besetzt waren. Im allgemeinen wurde der Schutz dieser Gebiete damals nicht national ostgotischen Truppen, sondern einheimischen, wenig verlässlichen Streitkräften anvertraut, weshalb die Annahme gerechtfertigt ist, daß hier in dem augenblicklich

<sup>1</sup> Siehe die reichen latenezeitlichen Funde aus dem Ronsberg, besonders aus dem Gebiet von Reschen, worüber eine umfangreiche Fachliteratur besteht. (Über Wechsel: Mittlg. der anthropolog. Gesellsch. Wien, Band XV, 1885.)

weniger bedrohten Etschland ostgotische Siedlungen größeren Umfangs überhaupt gar nicht stattfanden. Denn sonst müßte der archäologische Befund und die Überprüfung der topographischen Namen trotz der geringen ostgotischen Hinterlassenschaft ein ganz anderes, günstigeres Ergebnis haben.

Durch die Rückverlegung der Nordfront auf das Südgehänge der Alpen gewann unter den Ostgoten Trient neuerlich an Bedeutung. Denn Theodorich d. Gr. baute nicht allein die Trientiner Hauptbefestigung auf der Verruca (Doß Trento) stark aus (wobei wir als einzigen Fall in dieser ganzen Gegend von einer ostgotischen Siedlung positive Kenntnis bekommen), sondern verfügte auch die Wiederherstellung und Verstärkung der Stadtmauern selbst. Theodorich unterbrach damals wenigstens in finanzieller Beziehung die spätantik-byzantinische Distriktseinteilung, indem er für die Wiederherstellung der Stadtmauern von Trient geldlich sogar die Bewohner von Feltre heranzog. Vermutlich geschah unter dem Ostgotenkönig überhaupt erst eine Befestigung der bisher unansehnlichen linksufrigen Stadt Trient. Aber auch davon fehlen nicht nur exakte zeitgenössische Berichte, sondern auch bauliche Spuren. Denn die erhaltenen Teile der Stadtmauer von Trient gehören in ihren ältesten Resten frühestens dem 10. Jahrhundert an. Auch sonst hat sich baulich in Trient nichts dem Stil nach Ostgotisches erhalten (was überhaupt auch kaum möglich wäre), denn die Grundrisse der beiden auf dem Doß Trento gefundenen Kirchen gehören der unmittelbar vorhergegangenen Zeit an<sup>1</sup>.

Nachdem bereits im Jahre 457 n. Chr. Alamannen über die Bündner Pässe nach Oberitalien einfielen und damit die Gefahr eines konstanten Norddrucks auf dieses Land eröffneten, benutzten dann 539 die fränkischen Austrasier unter Theodebert I. die Verwicklung der Ostgoten in den byzantinischen Krieg, um große Teile Venetiens zusammen mit dem Gebiet von Trient zu besetzen. Der byzantinische Gegenstoß setzte schon um 563 ein, aber die Rückeroberung des Gebietes von Trient gelang den Byzantinern unter Karles erst zwischen 561 und 567, denn sie hatten kaum mehr Zeit gefunden, das neueroberte Land wieder militärisch in die Hand zu bekommen, als im Sommer 568 bereits der langobardische Angriff auf Südtirol hereinbrach. Der Wischgau oberhalb von Latsch aber blieb nun dauernd im fränkischen Besitz, ebenso auch das ganze westliche Rätien mit seiner Hauptstadt Curia (Chur), und die Langobarden, die sich bald nach der Festsetzung in Trient nur mit Mühe der fränkischen Angriffe erwehren konnten, waren nicht in der Lage, dauernd über Meran hinaus in das obere Etschtal vorzustoßen; auch der Raum zwischen Bozen und Meran ist nie auf längere Zeit in ihrem Besitz geblieben<sup>2</sup>. Es ragte

<sup>1</sup> Die eingehende Publikation erfolgte durch den verdienstvollen, zu frühverstorbenen Prof. Orvola an verschiedenen Stellen, so in „I monumenti antichi del Doz Trento“ und „Trentino“, Rivista della Legione trentina, 1926. <sup>2</sup> Heuberger a. o. D. S. 264 u. f., ferner die tüchtige Arbeit von B. Nalfatti, I confini del principato di Trento (Archivio storico per Trieste, l'Adria e il Trentino, Roma, II. 1883, S. 1 ff., und was die Frage nach dem Castrum malense anbelangt, die Vita sancti Corbiniani in Script. rer. german. in usum scholarum, 1920; ferner H. Eggert in Jahresheften d. Österr. archäolog. Institutes XXV, 1929, S. 216.

also nun in das Südtiroler Gebiet mit dem Vinschgau ein fränkischer Keil hinein, er stand über Ebur mit dem fränkischen Herzraum in Verbindung, aber auch, dank der engen Beziehungen dieses Bistums mit Como mit den westoberitalienischen Gebieten. Diese geopolitische Lage sollte sich dann auch kunstgeschichtlich auswirken und manche interessante Erscheinung hervorrufen, die für das Gebiet von Trient und Oberetsch typisch sein wird.

Die rund 30jährige fränkische Herrschaft auf Trientiner Boden hatte keine Spuren hinterlassen, es sei denn, man zähle nicht ohne einige Begründung mehrere gebuckelte Schnallen und Beschläge in den Museen Innsbrucks und Trients zum fränkischen Kulturgut. Doch kommen sehr ähnliche Dinge in dieser Zeit auch im langobardischen Kulturbereich vor<sup>1</sup>.

Spätestens 571 reichte der langobardische Vorstoß bereits in die Gegend von Bozen, denn die Besignahme der dortigen Talgabel bei Pons Drusi war für sie eine Notwendigkeit. Dieser Vorstoß löste den ersten Zusammenprall mit den Franken aus dem benachbarten Chursächsischen Gebiet aus. Die besetzte Siedlung Anagnis hatte sich damals einem fränkischen Heeresteil unter Chramnichis ergeben. Ragilo, der langobardische Graf aus der Gegend von Villa Lagarina, bestrafte dieses verräterische Castrum, wurde aber selbst vom Chramnichis auf den roethalitanischen Feldern (campus rotaliani) am Westrand der Mündungsebene des Noce in die Etsch vernichtend geschlagen, und der Franke gelangte plündernd bis in die Nähe von Trient. Da 309 (warum erst jetzt?) der Herzog Ewin von Trient aus und vernichtete das fränkische Heer bei Salurnis (Saturn). Hierauf wurde die ursprüngliche Nordgrenze des langobardischen Dukats wiederhergestellt, und wir müssen sie knapp südlich von Meran verlaufend annehmen. Denn in dem großen Angriffskrieg der Franken und Byzantiner gegen die Langobarden im Jahre 590 wird aus dem Burggrafennamen eine Reihe von langobardischen Kastellen genannt, was doch die Besetzung dieses Landstriches voraussetzt. Die Lage des vorerwähnten Ortes Anagnis ist umstritten. Die neuere Forschung (z. B. Walfatti, siehe S. 175) vermutet ihn entweder in Egna (Enn) oder in Nanno im Ronstal, die neueste Forschung richtigerweise einheitlich in Kastell Nanno (Ronstal). Die fragliche Textstelle bei Paulus Diaconus (Histor. langob. III/9) „Anagnis castrum, quod super Tridentum in confinio Italiae positum est“ kann im Jahre 575 unmöglich mehr auf die Grenze im Haupttal bezogen werden, da die Langobarden bereits den Raum zwischen Bozen und Meran erreicht hatten, sondern auf ein damals in Besetzung begriffenes Seitental. Anagnis kann nur in einem solchen, und zwar nur in dem taktisch wichtigen Ronstal gelegen sein, denn wenn Graf Ragilo von dem fränkischen Anführer auf den roethalitanischen Feldern westlich von Mezocorona geschlagen wurde, so deutet dies doch auf den langobardischen Rückmarsch von Westen her, denn was hätte Ragilo bei der Annahme, Anagnis

<sup>1</sup> Siehe L. Franz, Die Germanenfunde von Givizzano in „Veröffentlichungen des Museums Ferdinandeum“, Band 19 (1939), S. 334 f.

wäre bei der Salurnerklausen gelegen, auf den für seinen Heimarsch nach Trient abseits gelegenen roethalitanischen Feldern zu tun gehabt?

Diese Ansicht deckt sich auch mit den Entfernungsangaben in den Epistolae sancti Vigili (Edit. Tartarotti, S. 12), wo es heißt: „Positus namque, cui inquilium est Anagnia vocabulum, locus XXV stadia a civitate Tridentinus“. Man vergleiche dazu auch die später folgenden Bemerkungen über einen langobardischen Soldatenfriedhof bei Mezocorona.

Paulus Diaconus nannte bereits in Buch III/9 seiner Historia langobardorum Ortsnamen wie Anagnis, Campus Rotaliani und Salurnis. In Buch III/31, gewidmet dem vorerwähnten großen Umfangskrieg gegen die Langobarden, werden weitere Ortsnamen genannt, wie: Tesana, Moletum, Sermiana, Appianum, Jagitana, Cimbro, Vitianum, Brentonicum, Volacnes, Ennemase und Aluca, dann noch in ablativer Form: Ferruge castrum. Um die Festlegung dieser Orte, die alle Kastelle im „Territorio Tridentino“ waren, ist seit vielen Jahrzehnten ein wissenschaftlicher Streit entbrannt, begründlich, sind doch diese Orte eigentlich die ersten, die im Oberetsch genannt werden. Dieser Streit bezieht sich also tatsächlich auf eine Sache von erheblicher historischer wie landeskundlicher Wichtigkeit.

Paulus Diaconus, der für die Bücher II und III seiner Geschichte die um 600 entstandenen Aufzeichnungen des Bischofs Secundus von Trient benutzte, wird diese vielen Kastellnamen kaum in willkürlicher Reihenfolge genannt, sondern sie so angeführt haben, wie sie dem mächtigen fränkischen Hauptheer unter Chedin in die Hand fielen. Dadurch wird der topographische Suchapparat auf eine knappere Spur geführt und die Lokalisierung der einzelnen Orte erleichtert, wenn auch nicht in allen Fällen ein endgültiges Resultat zu erwarten ist. In den folgenden kurzen und nur die letzten Ergebnisse in Betracht ziehenden Erörterungen über diese Kastelle wird immer auch angegeben werden, ob archäologische Belege vorhanden sind.

Tesana ist Tisens bei Lana. Die frühere Identifizierung mit Ossana am Tonale ist sprachlich unmöglich, denn dieser Ort hieß im Altertum Vallis sano, später Vulsana. Tisens hingegen wird 1194 als Tisani, 1275 als Tisani bezeichnet, das Wort führt in allen Silben auf Tesana zurück. Der Platz des langobardischen Kastells ist unbekannt, Bau Spuren sind nicht vorhanden. Es ist überhaupt die Frage, ob auch alle von Paulus Diaconus erwähnten Kastelle tatsächlich gesonderte und eigene Wehranlagen waren, oder ob nicht manchmal hier einige mit Wall und Graben besetzte Orte anzunehmen sind. Nur bei Übernahme einer römischen Befestigung könnte hier an eine eigene Wehranlage gedacht werden. Immerhin ist ferner die antike, spätantike und frühmittelalterliche Traditionstreue bei Besiedlung und Befestigung zu berücksichtigen, und in dieser Beziehung läßt der schon prähistorisch bewohnte, heute mit einer romanischen Kirche geschmückte Hügel von St. Hippolytus nördlich von Tisens in Betracht<sup>1</sup>. Die Anlage des

<sup>1</sup> Über die Aussehen der Tisens, wie des ganzen deutschen Südtirols, siehe das Stammbuch von J. Weingartner, die Aussehen der Etschlande, Bd. IV, S. 40 ff.

Kastells von Lissens bezweckte die Verhinderung einer Umgehung des Etschtals über die Geländestufe von Wöllan und Lissens mit dem Ausgang bei Nals. Dieser taktischen Lage hat auch das hohe Mittelalter durch die Erbauung der Burgen Katzenzungen und Kasatsch Rechnung getragen. Über das Kastell Tesana hätte auch den Übergang über das 1542 m hohe Campenjoch in die oberste Val di Sole decken können (dort die mächtige romanische Anlage der Zwingenburg), denn die Höhenlage spielte damals kein entscheidendes Hindernis, da z. B. der einzige wahrscheinlich langobardische Grabfund aus dieser Gegend, eine neben Menschen- und Pferdebesten gelegene Armspange (Museum Meran), in St. Appollonia bei Griffian, 951 m hoch gefunden wurde<sup>1</sup>.

In beträchtlicher Höhenlage (1135 m) würde auch das nächste Kastell Maletum liegen, wenn die Identifizierung mit Mälten richtig wäre. Obwohl auch dort und in dem benachbarten Versein einwandfrei langobardische Fibeln und Schnallen gefunden wurden (Museum Bozen), so ist dennoch die Anlage eines Kastells in dem taktisch bedeutungslosen Mälten nicht zu verstehen und auch nicht anzunehmen. Lag Maletum überhaupt im Burggrafnamt, so ist es heute dort nicht nachweisbar (die von Hormayer durchgeführte Identifizierung mit einem Maletum am Eisack entbehrt jeder Begründung), oder Paulus unterbrach die Reihenfolge der Kastelle im Etschtal und nennt als nächstes einen Ort, der dem Angriff einer zweiten fränkischen Heeresgruppe erlag. 14 Herzöge marschierten damals unter dem Befehl von Eheim gegen die Langobarden. Ein von schwächeren Kräften durchgeführter Angriff erfolgte von Ebur aus in der Richtung auf Mailand; er bildete einen Arm der Fange zur Umfassung des langobardischen Herzraumes; wobei der Hauptstoß durch das Engadin heraus erfolgte, und da ist es keineswegs von der Hand zu weisen, daß eine größere kampfende Abteilung nach Passierung des Stilfserjoches von Süden her den Tonalepaß forcierte und dessen ostseitige Sperre Nals angriff. Auch der vorerwähnte Angriff des fränkischen Herzogs Chramnichis auf Anagnis kann dann bei der wohl nun gesicherten Lage des Ortes im Nonotal nur über den Tonale erfolgt sein. Dieser Ort Nals heißt noch in hochmittelalterlichen Urkunden Maletum, wogegen eine Ableitung des sichtlich deutschen Namens Mälten aus Maletum doch zu weit führen würde. Schließlich besteht für die Identifizierung mit Nals noch eine archäologische Begründung, denn in dem östlich von Nals gelegenen Kastell von Samoclevo sollen, soweit dies der stark ruinenhafte Zustand noch erkennen läßt, frühmittelalterliche Mauerreste vorhanden sein. Eine nähere Untersuchung steht leider noch aus.

Die Kastelle Sermiana und Appianum sollen wieder auf der Geländestufe südlich von Lissens liegen. Es wird daher Sermians mit Sirmian am Fuß des Berges des früher erwähnten St. Appollonia und Appianum mit Hocheppan gleichgesetzt. Die langobardische Besiedlung von Sirmian ist durch die Nähe von

<sup>1</sup> Huberl, Ein Werming aus der Völkerwanderungszeit zu St. Appollonia bei Griffian, in Jb. der k. k. Zentralkommission 1907.

St. Appollonia anzunehmen, unverständlich ist dagegen die Anlage eines Kastells, es sei denn, daß es sich hier um eine Art Fluchtburg gehandelt hat.

Hocheppan sperrt zusammen mit Boimont und Korb von Norden her den Zugang zum Oberetscher Plateau. Eine bronzene, gebuckelte Gürtelgarnitur aus Hocheppan und eine sehr interessante Fibel mit runenähnlicher Innenzeichnung aus Schloß Korb (Museum Bozen) bezeugen die langobardische Besiedlung dieses schönen Landstriches.

Das nächste Kastell Sagitana führt bereits in das italienischsprachige Etschtal südlich der Saturnerklausen. Der Ort wird gleichgesetzt mit Saß oder Saedo, 370 m, oberhalb und östlich von S. Michele gelegen. Das Dorf deckt den sehr alten Übergang nach Cembra im Fleimstal, und die im Bericht des Paulus Diakonus sofort darauf gemeldete Einnahme von Cembra steht daher mit Sagitana in einem guten Zusammenhang. Dieser Ort, den noch Urkunden des XII. Jahrhunderts Waidus nennen, besitzt in seinem Gebiet Eingänge in antike Stollen, wodurch wenigstens ein hohes Alter verbürgt ist<sup>2</sup>. Spuren des Kastells oder irgendeiner langobardischen Besiedlung sind bisher keine gefunden und bisher auch nicht zu finden versucht worden. Doch könnte die nördlich und tiefer gelegene, mit einer sehr merkwürdigen Frühgeschichte versehene Ruine der Burg Chuninsperc (Königsberg) die Fortsetzung des alten Kastells sein, taktisch spräche viel dafür<sup>3</sup>.

Was die Langobarden bewog das Fleimstal bis hoch hinauf zu besiedeln, ist heute unerklärlich. Grabfunde wurden nämlich in Predazzo, Monte Albano, in Bassoriano und in Lona südlich von Cembra gemacht. Die plateauartige Stellung von Cembra (ältester Name Cembra für den schon vorgeschichtlich besiedelten Ort) ist sehr gut gewählt, wenn das Weitervordringen in das Tal verwehrt werden sollte. Nach eventuellen Spuren des Kastells ist auch hier noch nicht gesucht worden. Aus den kartographischen Materialien ist kein eindeutig dafür geeigneter Platz feststellbar. Für die Franken hatte Cembra nur eine nebensächliche Bedeutung, die Kampfhandlung wird deshalb auch durch eine schwächere Seitenabteilung durchgeführt worden sein.

Vitianum, der nächste Ort, wird mit dem sehr alten Markt Beziano, westlich von Trient gleichgesetzt. Doch könnte dies auch wegen der besseren taktischen Reihenfolge Pressano, nördlich von Lavis im Etschtal sein, welches als Deckung des Einganges in das Woißtal sehr günstig gelegen ist. Eine Häusergruppe wird dort noch heute Pio di Castello genannt, wobei von diesem Kastell nichts mehr vorhanden ist.

Lavis selbst hat viele und ausgezeichnete langobardische Grabfunde ergeben (darunter ein berühmtes Goldkreuz), ebenso Pressano. Beziano hingegen nur eine völkerwanderungszeitliche, doch nicht germanische Inschrifttafel, wogegen die nördlich davon gelegenen Orte Ciago, Covelò und Monte Terlago mehreres langobardisches beigebracht haben. Wäre der fränkische Stoß nun tatsächlich als eine

<sup>2</sup> Guida del TCI, a. a. D. S. 122. <sup>3</sup> Malisatti, a. a. D. S. 45 zu Saedo.

Art begreiflicher Divergenz vom Etschtal abgezweigt und durch das Sarcatal auf Riva gerichtet gewesen, so hätten sich ihm doch südlich des Toblino-sees mehrere befestigte Orte entgegengestellt. Solche aber werden nicht genannt, im Gegenteil, der nächste von Paulus Diaconus erwähnte Kastellort ist Volanens, d. i. Volano im Etschtal, ein sehr alter Pfarrort, dessen Gebiet jedoch bis heute keine einschlägigen Kunde ergeben hat. Ein italienischer Lokalforscher (K. Roberti in Studi trentini 1931, Heft 2) hat zwar, wenn auch mit Fragezeichen behauptet, in Volano, Asi, Bondono-Breguzzo, Carisolo, Versone usw. bestünde „Architektur barbarica“, aber die von mir durchgeführte Überprüfung einiger dieser Orte ergab keine völkerwanderungszeitlichen Baureste; die ältesten stammen erst aus karolingischer Zeit. Es wäre daher wünschenswert, wenn Roberti die Quellen für seine Angaben beibrächte.

Brentonicum (Brentonico) liegt fast 700 m hoch südlich von Mori auf den Abhängen des Monte Baldo ohne strategische Bedeutung. Nichtsdestoweniger war hier die ganze Gegend dicht langobardisch besiedelt, denn in Mori, Besagno, Sano, Crosano und Loppio wurden mehrere Grabfunde gemacht, wie denn überhaupt das ganze Etschtal zwischen Volano und Ala mit Fundstellen übersät ist, die auch zu den Ortschaften der Plateaulufe westlich des Flusses gehören. Obwohl Brentonico eine ziemlich besuchte Sommerfrische ist, hat sich noch niemand der Mühe unterzogen, hier wegen völkerwanderungszeitlicher Dinge nachzusehen. Auf einer Rückfallkuppe nördlich des Ortes gelegene Kastellreste werden als langobardisch bezeichnet. Näheres oder gar Sicheres ist darüber nicht bekannt.

Bisher hat Ennemase jeder Lokalisierung gespottet. Würde damit Egna (Enn) bei Neumarkt im Etschtal gemeint sein, so wäre die Reihe der erwähnten Kastelle vollständig und widersinnig unterbrochen. Es muß daher Ennemase entweder im Etschtal südlich von Mori oder im Fersinas bzw. Suganatal gesucht werden. Auf diese Lokalisierung deutet auch der nächste genannte Ort: Alsuca, womit Alzugum bei Borgo di Val Sugana gemeint ist. Aus Borgo stammen die östlichsten langobardischen Grabfunde des Trientiner Vereines. Was die Bildung des vielleicht auch durch den Abschreiber verstümmelten Ortsnamens Ennemase anbelangt, sei auf einige ähnliche topographische Bezeichnungen in Triaul verwiesen.

Bei Ferruge (Nominativ Ferruga) kann nur an das mächtige Kastell Verruca, die Hauptbefestigung der Stadt Trient, gedacht werden. Die wahrscheinlich spätantike erste Befestigung war von den Goten ausgebaut worden, denn ihr Geschichtsschreiber Cassiodorus zitiert in seinem „Varii“ (3, 48) einen Erlass Theodorichs „Castrum paono (es wird genannt Verruca oder Verruciae) in munda singularis tenens claustra provinciae . . . feris gentibus obiectum“. Paulus spricht dann von einem „vero castro“. Spätere korruptierte Les- und Schreibarten ließen dann in jüngster Zeit bei Ferruga an Formicar bei Bozen denken<sup>1</sup>. Doch ist die Veränderung des V in F des öfteren bei germanisierten lateinischen Ortsnamen zu finden.

<sup>1</sup> Heudeger, a. a. O. S. 256.

Dieser fränkisch-byzantinische Angriffskrieg gegen die Langobarden endete mit einem vollständigen Rückzug der bis Verona vorgedrungenen Franken, worauf ein Friedensschluß den status quo vor Kriegsbeginn bestätigte. Die Langobarden blieben also im Besitz des Etschtales bis knapp vor Meran.

Die Baiern überschritten um 590 den Brenner und benutzten den langobardisch-fränkischen Krieg, um trotz ihrer Freundschaft mit den Langobarden dann auch das Gebiet von Trizen zu besetzen, wodurch sie, da damals Säden eine langobardische Grenzfestung war, zu unmittelbaren Nachbarn der Langobarden wurden. Diese Feststellung kann durch die Bezeichnung des aus dem Feldzug von 590 durch seine Intervention für die Kriegesgefangenen her bekannten Bischofs Ingenuinus von Säden als langobardischer Kirchenfürst und durch einen aus Säden stammenden langobardischen Flechtbandstein im Stil der Zeit um 600 belegt werden. Aus dieser Grenzführung ergaben sich dann seit 640 wiederholte und wechselvolle Kämpfe um den Besitz des Bozen-Meraner Beckens, in dessen endgültigen Besitz die Baiern erst durch die Rückgabe dieses Gebietes durch den letzten Langobardenkönig Desiderius im Jahre 764 kamen. Daraus sieht man, wie fließend die Grenzen des Herzogtums Trient im Norden waren. Doch in den anderen Weltrichtungen waren sie ziemlich fixiert, wenn es auch fraglich ist, ob die langobardischen Herzogtümer auch verwaltungstechnisch scharf umrissene Grenzen hatten<sup>1</sup>. Östlich reichte das Trienter Gebiet bis Borgo di Valsugana, westlich bis in das Quellgebiet von Noce und Sarca, südlich gehörte anscheinend nicht nur das Nordufer des Gardasees, sondern auch der Ledrosee hinzu und im Etschtal war Ala vermutlich der südlichste Ort. Unbekannt ist der Grenzverlauf in den Lessnischen Alpen und im Gebiet der Sieben Gemeinden, doch muß ihre Zuteilung zu Trient aus verkehrstechnischen Gründen angenommen werden. Trotz seiner bis heute erhaltenen hochaltertümlichen Rechtsformen war hingegen das Ultental nicht langobardisch besiedelt, es ist die Frage, ob es damals, abgesehen von Hirten, überhaupt schon bauernhaft bewohnt war<sup>2</sup>.

Dieses langobardische Herzogtum Trient hatte nicht nur während seines Bestandes, sondern auch nach seiner Umwandlung in eine fränkische Grafschaft eine reiche und überaus typische nationale, also langobardisch-nordische Kunst gepflegt und gefördert<sup>3</sup>.

<sup>1</sup> Darüber v. Schaffran, Über einige langobardische Herzogtümer in Italien (Archiv für Kulturgeschichte, 1938, 3. Heft.) <sup>2</sup> Heudeger, a. a. O. S. 272. <sup>3</sup> Ich bin dank namhafter Förderung durch den Deutschen Alpenverein und die Deutsche Akademie in München seit langem diesen Verhältnissen in Trient und Umgebung nachgegangen und verweise u. a. auf meine Aufsätze „Langobardische und nachlangobardische Kunst in den Ostalpen“ (Jb. des Dt. Alp.-Ver. 1937/38) und auf die Forschungsberichte in den Mitteilungen der Deutschen Akademie (April und Mai 1940), ferner in „Studien und Fortschritte 1939“, S. 231, dazu, als erste zusammenfassende Darstellung der Kunst der Langobarden, auf mein Buch: Die Kunst der Langobarden in Italien (Diederichs 1941). Bei allen meinen Forschungen konnte ich u. a. die ganz ausgezeichnet fundierten Arbeiten E. Cecchellis-Roma, eines gründlichen Kenners und Schätzers der germanischen Völkerwanderungszeit in Italien, benutzen.

Wenn wir auch mit den beiden einzigen, dem Namen nach bekannten Herzögen Ewin und Machis kein Näherverhältnis verbinden können, so fähst man doch deutlich den von Trient nach allen Seiten wirksamen Kunsteinfluß. Stilistisch macht er besonders in den Grab- und sonstigen kunstgewerblichen Funden den Eindruck einer besonders hartnäckigen Beibehaltung formaler und inhaltlicher voritalienischer Einzelheiten, wie denn überhaupt der oft erbitterte Kampf der Trientiner Herzöge gegen ihren König nicht nur aus Machtansprüchen, sondern auch aus Opposition gegen die römische Politik der Könige entstanden zu sein scheint. Diese nationale Haltung wurde durch die byzantinische und römische Einflüsse wenig fördernde alpine Lage und durch die unmittelbare Nachbarschaft mit dem fränkischen und bairischen Reich begünstigt, wobei auch künstlerische Anregungen durch die vorrömische, illyrische Bevölkerung, besonders des Ronsbergs, sichtlich vorhanden waren<sup>1</sup>. Denn die Innenzeichnung mancher in der Frühzeit der Langobardenherrschaft entstandenen Fibeln zeigt, soweit hier nicht vielleicht ostgotische Funde vorliegen, eine deutliche Hinneigung zu den illyrisch-keltischen Lineamenten. Auch die Verwendung des nordischen Liegegestlechtes ist hier eine öftere und vor allem andere als im übrigen langobardischen Italien. Denn es kommt im Bereich von Trient nicht nur wie üblich auf den Fußplatten einiger Fibeln, sondern auch — ganz ungewöhnlich — auf einem kleinen silbernen Reliquiar (Museum Trient) und besonders prachtvoll auf einer Steinplatte vor, die ein Rest der einstigen prächtigen langobardischen Ausstattung der Klosterkirche St. Johann im Schweizerischen Münsfertal ist<sup>2</sup>. Die sinnbildhafte Verwendung nordischer Tiere erstreckt sich dann noch lange nach dem Fall des langobardischen Königreiches im Jahre 776 auf einige Steinreliefs der Bozner und Meraner Gegend (Lengmoos, Untermais und Hasling) sowie auf einen Steinkeffel im Museum Trient, und stärker als in Oberitalien ist hier die Verwendung symbolischer Menschengestalten. Dazu gehört die Gestalt eines Jahrgottes (?) (Museum Innsbruck, Inv. Nr. 7833), dann ähnliche Sinnbildfiguren auf den vorerwähnten Platten aus Untermais und Hasling, sowie die schon romanische, aber noch immer mit der langobardischen Kunst in Zusammenhang stehende Darstellung eines Mannchens mit Händen, dessen Finger in Blätter ausgehen (Burgeis im Ober-Rinschgau). Aber das schönste und großartigste Denkmal dieser national-langobardischen Kunst ist der in Civezzano bei Trient gefundene, heute im Museum zu Innsbruck aufbewahrte „Fürstengarg“ mit seinen schmiedeeisernen sinnbildhaften Hirsch- und Widderköpfen als Bekrönung. Dieser sogenannte „Fürstengarg aus Civezzano“ ist ein geradezu singuläres Werk, da er der einzige langobardische Sarg ist, der jede mediterrane Untregung vermeidet und mit Kraft nordische Motive

<sup>1</sup> E. Schaffran, Geschichte der Langobarden, a. a. O. S. 76, und E. Schaffran, Die Kunst der Langobarden in Italien, a. a. O. S. 123 ff. <sup>2</sup> J. Jemp und R. Durrer in Mitteilungen der Schweizer. Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler, N. F. V (1906) und VII (1910).

formal und inhaltlich verwendet. Die künstlerische Fähigkeit bei der Stilisierung dieser Tierköpfe ist eine ungewöhnlich starke und überzeugende. Über dieses Prachtstück eines germanischen Sarges der Völkerwanderungszeit hat L. Franz in den Veröffentlichungen des Museums Ferdinandeum (Innsbruck 1939) ausführlich gehandelt. Es handelt sich hier um den einzigen bisher bekannt gewordenen Sarg in nordischer Form und Ausstattung, denn die anderen langobardischen Sarkophage, wie jener des königlichen Paares Theudelinde und Agilulf in Monza und der des Herzogs Gisulf in Cividale zeigen die herkömmliche Form des spätantiken Dachsarkophages mit Eckrosetten.

Die Zahl der langobardischen Einzelgräber in Südtirol ist sehr bedeutend. Große Friedhöfe (wie z. B. in Rocera Umbra, Cividale und Testona) kommen in diesem Gebiet jedoch nicht vor. Ein Ansat zu einem Reihengräberfriedhof liegt nur in Civezzano vor, eine wirklich größere Anzahl von Gräbern hat sich bisher einzig in Mezocorona gefunden. Die Umstände, unter denen 1932 dort weit über 50 Gräber erschlossen wurden, sind aber sehr seltsame<sup>1</sup>.

Beim Bau der Cantina sociale fand man im Februar 1932, verstreut in gewaltige Schuttmassen eines alten Flußbettes arg durcheinandergebracht weit über 50 steinerne Sarkophage. Kein einziger mehr war am Platz, denn bei allen waren die Deckel weggerissen, der Sargraum leer und mit Gerölle angefüllt. An Grabbeigaben fand sich nur eine spätantike und eine langobardische Fibel im Stil des späten 6. Jahrhunderts. Dadurch allein war eine einigermaßen sichere Zuschreibung des Gräberfeldes an die Langobarden möglich, denn die Form der Sarkophage war zwar nicht die herkömmlich frühchristlich-spätantike (wie z. B. beim sogenannten Gisulfarg in Cividale), aber auch wieder frei von den bekannten langobardischen Stilzeichen. Auf senkrechten niederen Steinseiten lag im rechten Winkel der ebene steinerne Deckel, der regelmäßig mit einem großen Kreuz und den Buchstaben Alpha und Omega verziert war. Zwei Schädel und wenige Knochenreste waren ferner die einzigen Reste der Bestatteten.

Bald nach der Auffindung vermutete man hier einen aus der Schlacht auf den westlich davon unweit gelegenen roethalianischen Feldern (575 n. Chr.) herrührenden Soldatenfriedhof gefunden zu haben, und diese Ansicht hat auch tatsächlich viel für sich. Wohl fand diese Schlacht im Hochsommer statt und die Verwesung der Leichen war zu rasch, um eine eigene Anfertigung neuer Sarkophage zu erlauben. Da aber solche gleicher Form in der Nähe und am Rand von Trient wiederholt gefunden wurden, können sie ohne weiteres aus einer der damals oft nachweisbaren Grabsteinfabriken herrühren. Gegen eine Verwendung in einem permanenten Friedhof spricht vor allem die sehr lange langobardische Besiedlung von Mezocorona, diese macht es doch sehr zweifelhaft, daß man durch zwei Jahr-

<sup>1</sup> Bericht darüber mit dem Versuch einer Zuschreibung durch Monsignore S. Weber im Bollettino del Clero, Trento, 1934, Nr. 5 (La necropoli cristiana di Mezocorona). Ich veröffentliche darüber eine kritische Studie im nächsten Jahrbuch „Jpef“.

hunderte hindurch immer nur die eine Sargform verwendet hätte. Außerdem muß das ganze Gräberfeld ursprünglich ungefähr 3 km westlich des Ortes gelegen sein — also am Rand der hochthalianischen Felder — und wurde von dort durch die gewaltige Kraft des heute regulierten Noce ostwärts vertragen und wild durcheinandergeworfen.

Die Museen von Innsbruck, Bozen, Rovereto und besonders von Trient enthalten eine überraschend große Zahl von langobardischen Fibeln<sup>1</sup>. Unter ihnen ist eine deutlich volltümliche Gruppe bemerkenswert, deren Fußplatte mit einfachen, fast latonezeitlich wirkenden Lineamenten bedeckt ist. Häufig sind Kerbschnittartige Ornamente, Kurvaturen hingegen selten. Relativ zahlreich sind dann die bekannten langobardischen Fibeln mit Verwendung von Tiergeflechten und einem nach unten beißenden Tierkopf auf der Fußplatte.

So einfach die Innenzeichnung der vorerwähnten „nationalen“ langobardischen Fibeln ist, so reich ist ihr Umriß. (Neuestens wird hier ostgotische Herkunft gesehen.) Offene oder mit farbigen Steinen besetzte Rundeln und in Zonen geteilte Randköpfe sind daran die Hauptmotive.

Die älteste Fibel befindet sich im Museum Bozen, sie wurde bei Schloß Korb gefunden. Die runenartigen — aber keine Runen darstellenden Ritzzeichnungen auf der Kopf- und der viereckigen Fußplatte verweisen dieses schöne Stück in das ausgehende 6. Jahrhundert.

Eine lange geübte langobardische Sitte ließ auf die Totenhemden Kreuze aus flachem Goldblech, reich in getriebener Arbeit, mit dichtem Tiergeflecht geziert, aufnähen. Die schönsten dieser Grabkreuze stammen aus Trient und Umgebung (Eisvezzano, Lavis, Vergine), und jenes aus Lavis zeigt ferner im Schnittpunkt der Balken einen gebarteten Männerkopf mit einer nicht eindeutig zu lesenden Inschrift. Während die einen hier Domino Iffo lesen und das Kreuz auf einen sonst nicht nachweisbaren Herzog Iffo beziehen, entziffern die anderen, wie vor allem S. Fuchs (Die langobardischen Goldblattkreuze . . ., 1938), hier Domino Ciof und sehen darin einen Hinweis auf den 573 in Pavia ermordeten König Ciof. Es ist nur nicht recht einzusehen, wie und warum das Kreuz auf dem Totenhemd des Königs Ciof und damit vermutlich auch seine Leiche selbst, nach Lavis gekommen ist, da irgendwelche familiären Beziehungen des Ermordeten zur Sippe der Trientiner Herzöge nicht erwiesen sind.

Fibeln in Kreuz- und Tierform bilden eine für das Herzogtum Trient typische Sondergruppe. Im allgemeinen sind solche Formen nur selten germanisch und am wenigsten langobardisch; da aber ihre Herkunft aus langobardischen Gräbern („tombe barbariche“ laut Inventar) gesichert ist, scheint auch bei dieser Gruppe ein starker Einfluß der vorrömischen, illyro-keltischen Kunstkultur vorzuliegen.

Ohrringe, Halsketten, Anhänger und ein bereits wegen seines schönen Tier-

<sup>1</sup> Siehe meine beiden schon erwähnten Fundberichte in den Mitt. der Deutschen Akademie München 1940.

geflechtes erwähntes kleines Reliquienkästchen ergänzen das reiche Bild der langobardischen Grabfunde und des Kunstgewerbes aus dem Gebiet des alpinen Etschtals und der Zufflässe. Ostgotische und gotisch-kyrbische Formanregungen sind hierbei des öfteren zu bemerken.

Zahlreich und oft von trefflicher Qualität sind die Arbeiten in Stein<sup>2</sup>. Sie stammen in typisch langobardischer Verwendungsart meistens von Chorschranken, Umbonen und Altären, wo sie in der Form flach gearbeiteter Reliefs ornamentaler Art eine köstliche Wandverkleidung bildeten. Viele dieser Platten besitz das auch in dieser Beziehung sehr reiche Museum Trient, vieles ist noch heute in situ, wie z. B. in St. Johann in Münster, Trient (Durchgang bei St. Maria maggiore), Wigo Lomaso, S. Silvestro bei Wigo Lomaso, Wignole, Lenno, Lundo, St. Croce in Bleggio und Lione. In einem Gartenzaun bei der Pfarrkirche von Wigo Lomaso eingemauert, haben sich zwei Säulchen von einem Ciboriumaltar erhalten und oberhalb des Westeinganges der Kirche von Lundo (Judikarien) befindet sich ein sehr schöner Giebel, der einst den Durchgang einer Chorschranke bekrönte. Eine reiche Platte wird heute im Stiegenhaus des Lyzeums von Rovereto aufbewahrt; der Fundort ist leider unbekannt.

Alle diese Reliefs sind inhaltlich und oft auch technisch typisch langobardisch (auf die schöne Kerbschnitttechnik im Stein der Platten aus Stenico und Villa Banale im Museum Trient sei hierbei besonders verwiesen), aber der nationale Charakter ist hier im Gegensatz zu einigen Fibeln, kunstgewerblichen Gegenständen, der Steinplatte mit Tiergeflecht in Münster und den figuralen Reliefs aus Hasling, Untermais und Lengmoos doch bedeutend schwächer ausgeprägt. Die für die ganze langobardische Steinreliefkunst charakteristische Übernahme östlicher, besonders byzantinischer Anregungen ist schließlich auch hier im Gebiet von Trient deutlich. Die an und für sich ausgezeichneten Reliefplatten aus St. Benedikt in Mals (heute leider im Depot des Museums von Trient) leiten bereits zur kühleren Auffassung der „karolingischen Renaissance“ des frühen 9. Jahrhunderts über, wogegen die noch in dieser auch baulich hochinteressanten Kirche befindliche Stuckdekoration einer der drei Apsiden die Vorliebe zeigt, die diese Schmückungsart bei Langobarden und Karolingern gleichmäßig genoss. Sie steht dem Stück in der langobardischen Krypta von S. Salvatore in Brescia nahe<sup>3</sup>.

Die Kirche St. Prokulus in Naturns hat die Auszeichnung, die ältesten erhaltenen Wandmalereien im deutschen Sprachgebiet zu besitzen<sup>4</sup>. Wenn auch dieser Ort nicht mehr im Bereich des langobardischen Herzogtums Trient gelegen war, so ist er dennoch grenznah, und außerdem floß durch den ganzen Winschgau ein reger

<sup>2</sup> Mein Fundbericht in Mitt. der Deutschen Akademie in München, Mai 1940. Ferner mein Aufsatz „Langobardische und nachlangobardische Kunst in den Ostalpen“ im Jb. d. Dt. Ak. Ber. 1937/38. <sup>3</sup> E. Schaffran, Die Kunst der L., a. a. O. S. 29 ff. <sup>4</sup> E. Schaffran, Die Kunst der L., a. a. O. S. 135 f. (Mit Literaturangaben.) Ferner: U. Motassi, Storia della pittura nella Venezia Tridentina (1934).

Strom langobardischer Kunst; er ging entweder von Trient aus oder kam von Como über Chur und die Südschweiz hierher. Diese ganz unkonventionellen Fresken wurden um 800 von einem langobardischen, von der Buchmalerei des Klosters Bobbio im Aemilia angelegten Künstler in primitiver, ja vielleicht auch barbarischer, aber frischer und technisch geschickter Art geschaffen. Diese unkomplizierte Frische trennt sie deutlich von den nur etwas jüngeren Fresken in Mals (S. Benedikt) und St. Johann in Münster (heute im Landesmuseum zu Zürich). Denn diese Wandmalereien sind wegen der deutlichen Hinneigung zur Antike schon im höfischen Stilbereich der karolingischen Kunst gelegen. Die unterste Schicht der Fresken an der Außenwand der zu höchst befindlichen Ursprungskapelle von S. Romedio werden vielfach sehr verschieden datiert. Doch gehören auch sie dem 9. Jahrhundert (spätestens) an. Eine langobardische Hand ist hier nur sehr bedingt zu erkennen, da der byzantinische Stileindruck doch überwiegt<sup>1</sup>.

Reste langobardischer Bauten des 7. und der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts fehlen in unserem Bereich<sup>2</sup>. Namentlich mangelt bis heute jede Spur der von den Langobarden so sehr geliebten Krypta. Ob die angeblich sehr alte Krypta der Pfarrkirche in Drentonico noch in die Zeit vor 1000 zu versetzen ist, kann wegen des Fehlens der Autopsie und aller brauchbaren literarischen Unterlagen nicht entschieden werden. Die hervorragend schöne Krypta von St. Croce in Bleggio ist aber bereits frühromanisch. Doch haben sich einige geschmückte Bauteile und verschiedene Hauptastiken erhalten, so in Riva (Urkunden des Rathauses), in Tenno (Apsis der Kirche), verschiedene, vermutlich einer Fassadendekoration angehörende Reliefs, wie Pilaster und Gebälkfüllungen. Ähnliches in St. Croce di Bleggio (Judikarien) und ein schönes ornamentales Fenster an der Kirche S. Vigilio zu Lione. Die wachsende Kombination mit der schließlich siegreichen byzantinischen Kunst wird bei diesen Arbeiten so deutlich, daß sich daraus fast eine archivaalisch nicht belegbare Chronologie ergibt.

S. Prokulus in Naturus ist ein zu einfacher Bau und außerdem der stilistisch stets wichtigen ursprünglichen Apsis beraubt, um aussagekräftig zu sein, der prachtvolle Monumentalbau von St. Johann in Münster hingegen zeigt das folgenschwere Zusammenströmen der merowingisch-fränkischen mit der langobardischen, byzantinisch genährten Bautradition zu einem neuen Ergebnis: der ersten Stufe der Frühromanik. Das gleiche gilt auch von den beiden Kirchenbauten des späten 9. Jahrhunderts im obersten Vinschgau St. Benedikt in Mals und dem etwas jüngeren St. Stefan bei Marienberg<sup>3</sup>.

Die bereits im frühromanischen Stilreide sich zeigende Nachwirkung der lango-

<sup>1</sup> Die kunstgeschichtlichen und geschichtlichen Fragen über S. Romedio, gut zusammengefaßt durch L. Rosati „Dopo 30 anni di discussioni intorno a San Romedio Eremita di Ansonia“ (Trieste 1938). <sup>2</sup> E. Schaffran in *Wist. der Deutschen Akademie München*, Mai 1940. <sup>3</sup> *Wid. R. Roberti a. a. D.* als „Architettura barbarica“ erwähnt, hat sich bisher in den überprüften Fällen als unrichtig erwiesen. <sup>4</sup> *Weingartner, a. a. D.* III., S. 307 f.

bardischen Baukunst ist hingegen an vielen Orten nachweisbar. So an mehreren Stellen im Oberinschgau, dann an S. Florio bei Rovereto, an S. Vigilio in Lione und an S. Antonio bei Fiso im Val Rendena.

Langobardische Befestigungsbauten sind verschwunden, denn die mächtige Ruine Castelfeder ist zeitlich undatierbar. Im übrigen werden langobardische Befestigungsanlagen keine besonderen Stileigentümlichkeiten gehabt haben, da sie entweder Verwendungen antiker Befestigungen waren oder diese ohne besondere Variation nachahmten. In Kärnten ist die Übernahme der tief gestaffelten antiken Befestigungen durch die Ostgoten und die Langobarden ebenso nachgewiesen wie die deutlich spätantike Form dieser Wehranlagen, die meistens selbständige Fortifikationen waren und mit den nächstgelegenen Siedlungen dennoch mitunter in einem wehrtechnischen Zusammenhang standen.

Es besteht wegen der gleichartigen Grenzverhältnisse kein Hindernis, für Südtirol einen ähnlichen, auch hier von Goten und Langobarden wenigstens teilweise besetzten Festungsgürtel anzunehmen. Während zielbewusste Grabungen in Kärnten<sup>4</sup> klare Resultate ergaben, ist in dieser Hinsicht für das frühere Südtirol noch fast alles zu tun. Doch sind hier auf jeden Fall die Spuren auch der nicht ausgegrabenen Kastelle im Terrain im Gegensatz zu Kärnten fast Null, welcher Umstand bemerkenswert ist. Er kann zum Teil durch die anderen Besiedlungsverhältnisse von der karolingischen Zeit an erklärt werden.

Aus: Zeitschrift für Deutsche Geisteswissenschaft Jena 1942

Città di Marostica  
Biblioteca Civica "P. Alpi",  
Ass. Amici della Biblioteca

Siamo lieti di invitare la S.V.  
VENERDI 3 MARZO 1989 alle ore 20.30  
presso la sala consiliare del castello inferiore  
alla presentazione del volume:

**"La Toponomastica storica  
dei Comuni di Lusiana e Conco,**  
di DIONIGI RIZZOLO

Interverranno:

**Dott. Dionigi Rizzolo**  
Autore del volume

**Dott. Hugo F. Resch**  
Presidente del Curatorium Cimbricum Bavarensis

**Prof. Sergio Bonato**  
Presidente dell'Istituto di Cultura Cimbra - Roana

## Giazza: Eine winzige althochdeutsche Sprachinsel in Norditalien, wo man Verona noch immer Bern nennt . . .

Von Heinz Fröhlich (Bild und Text)

«I gea ka Bearn tze kofan a stearn . . .» Die Schülerinnen, die vor einigen Wochen dieses Lied für uns sangen, waren keine in der Schweiz lebenden Gastarbeiterkinder. Sie wohnen in der Nähe von Verona. Si wollen auch nicht in die Schweiz kommen, um in der Berner Altstadt einen Stern zu kaufen. Ihr holperiges Deutsch ist auch kein mangelhaftes Deutsch – es ist «Tautsch»; eine der kleinsten vielleicht sogar die am winzigsten verbreitete, noch lebende Sprache der Welt überhaupt. Richtig gesprochen wird «Tautsch» nämlich nur noch von ein paar hundert Menschen: vor allem in Giazza.

Für die Leute von Giazza, das richtiger eigentlich Ljetzan heisst, gibt es, auch wenn alle amtlichen Ortsverzeichnisse es anders beweisen, keine Stadt mit dem Namen Verona – nur ein «Berne» oder «Bearn». So hiess nämlich ursprünglich die Stadt, in der Romeo und Julia ihre Liebe gelitten haben und in welcher der in der deutschen Nibelungensage so heldenhaft agierende Dietrich von Bern «gerecht und milde» herrschte; trotz seinem «von Bern» war er nämlich kein Eidgenosse, wie dies nicht wenige glauben.

### Wo liegt die Sprachinsel Giazza?

Nur 44 Kilometer nördlich von Verona, am obersten Ende des Valle die Illasi. Es ist ein Dorf mit rund 360 Einwohnern; vor 15 Jahren waren es noch 400 mehr. 300 Ljetzanar sprechen nicht nur zu Hause «Tautsch». Ihre Sprache sei

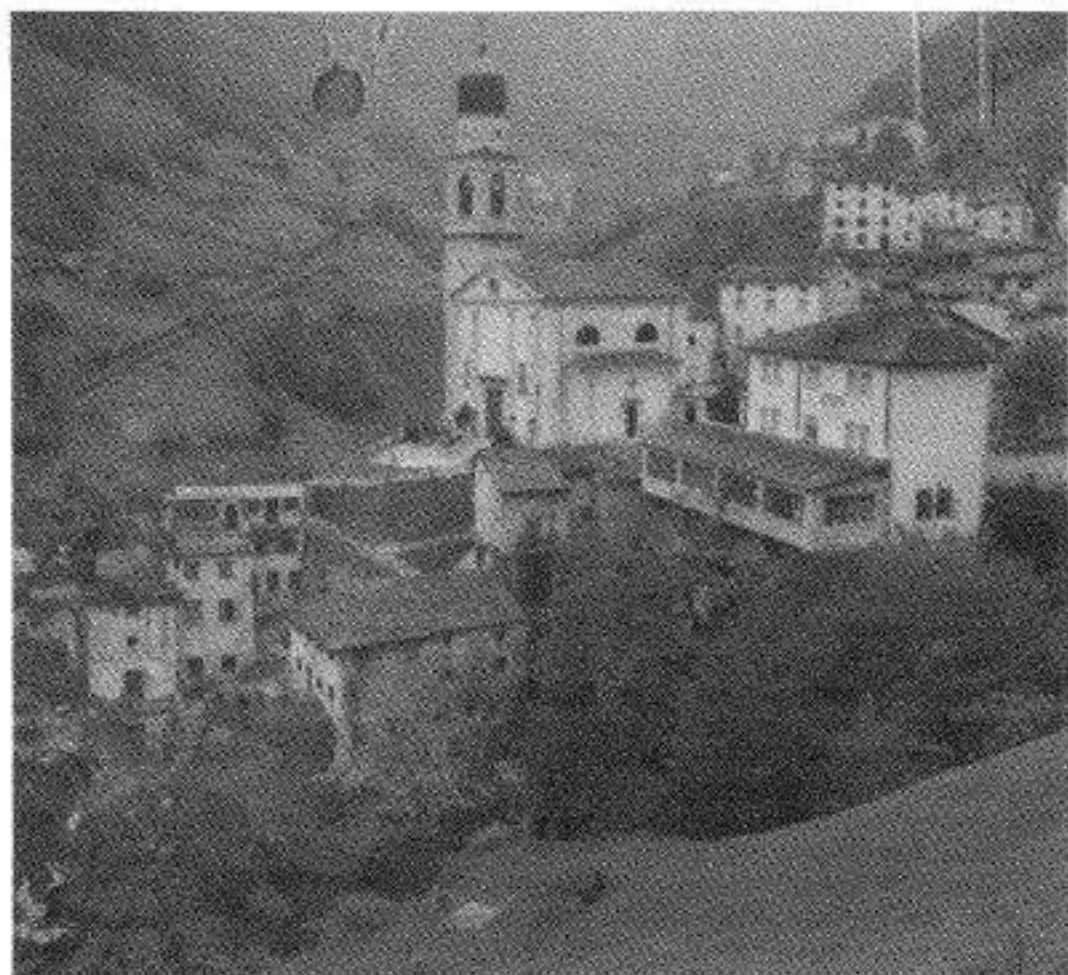
ein Althochdeutsch; genauer eigentlich ein alter bayerischer Dialekt, wie man ihn im heutigen bayerischen Sprachraum oder auch in Nordtirol vor 800 oder mehr Jahren gesprochen habe, erläuterte uns im gleich neben dem «haus un proate», der Bäckerei, gelegenen Birt-haus (Wirtshaus) Lehrer Carlo Nordera. Seine Familie hiess einst einmal Nordherr.

Während sich in allen anderen Gebieten, wie es bei lebenden Sprachen eben natürlich ist, das Wortbild veränderte, blieb das Tautsch im abgeschlossenen Illasital von den späteren Lautverschiebungen unberührt, und in Giazza ist so ein Stück linguistisches frühes Mittelalter lebendig geblieben.

### Deutsche Bauern regierten sich selbst

Bis 1803 gehörte Giazza zu den «draizen Komaunj «un Bearn», den dreizehn deutschsprachigen Gemeinden von Verona; eine herrschaftliche Besonderheit. Sie bildeten nämlich innerhalb der venezianischen eine fast selbständige Bauernrepublik mit einem eigenen 39köpfigen «Grossen Rat» und einem 13köpfigen «Kleinen Rat».

Eine zweite solche deutsche Bauernrepublik gab es etwas weiter nördlich um den heutigen italienischen Ort Asiago. Dort hatten sich sieben Gemeinden zu einer «kleinen Schweiz», wie die bäuerlichen Republiken oft genannt wurden, zusammengeschlossen. Zeitweise hatten sie sogar eigene Gesandte am Wiener Kaiserhof. Doch diese wie auch der



An einem Steilhang in etwa 760 Meter Höhe liegt Ljetzan. Der Name bedeutet vermutlich Talsperre. Durchs Dorf führt der europäische Wanderweg Bodensee-Adria.

"I gea ka Bearn  
tze kofan a stearn..."





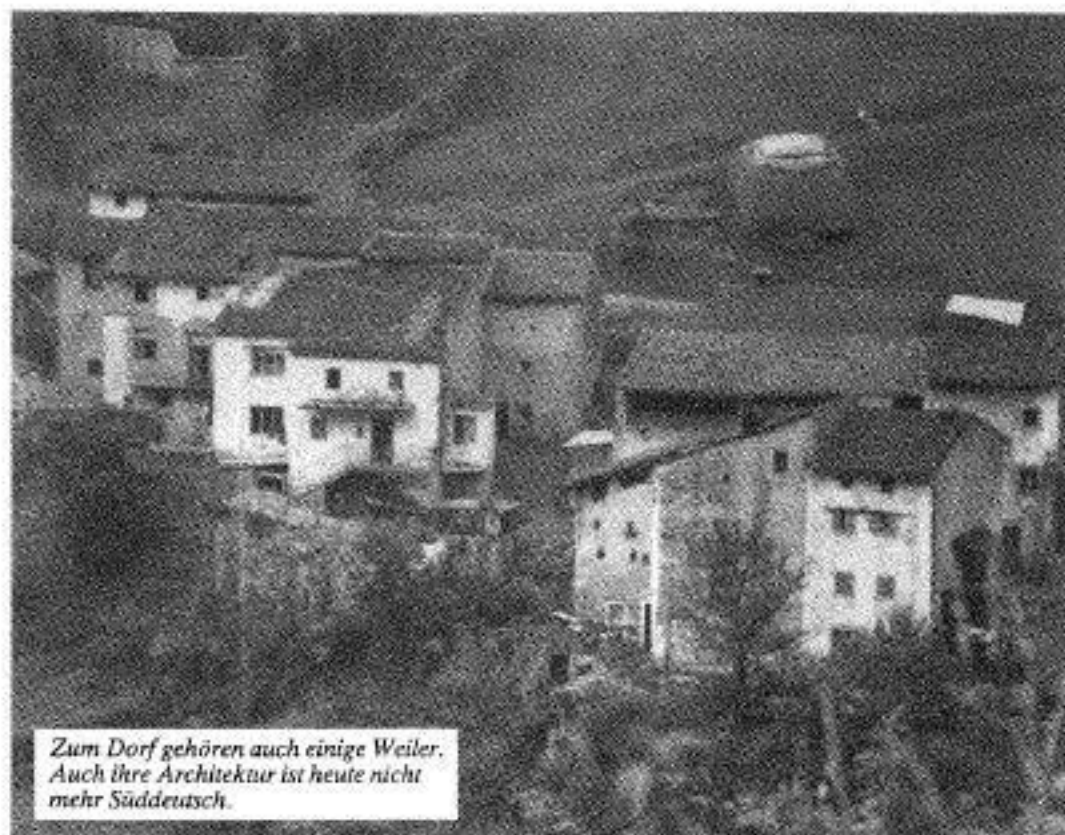
Der Ebne-Bauer feierte seine Goldene Hochzeit. Ein Familienbild vor der Kirche. Viele der Geladenen sind blond und blauäugig: Nachkommen der «tautschen» Einwanderer.

Schutzherr Venedigs konnten nicht verhindern, dass Napoleon mit einem einzigen Federstrich die unter dem Markus-Löwen immer mit Vorrechten ausgestatteten freien tautschen Bauern zu Italienern machte. Einverstanden waren die Ljetzner damit nicht. Sie weigerten sich, ihre Rechte aufzugeben: 30 von ihnen wurden damals eingesperrt.

#### «Tautsch» galt als mindere Bauernsprache . . .

Mit Hilfe vor allem von deutschen und österreichischen Linguisten hat das spätestens mit der nächsten Giazza-

Generation verschwunden gewesene Tautsch nun noch eine Gnadenfrist erhalten. Mit Kursen und wöchentlich einigen Schulstunden versuchen einige Idealisten, diese serbelnde Sprache zu retten. Bescheidene Erfolge sind auch schon zu erkennen. Vor allem, weil das Selbstgefühl der Tautschen durch das ihnen entgegengebrachte fremde Interesse gestärkt wurde. Tautsch war lange Zeit fast nur noch so etwas wie eine häusliche Geheimsprache; es galt als nicht salonfähig. Wer in der Gegend von Verona ein schlechtes italienisch spricht, den hänselt man: «Kommst du von Giazza?»



Zum Dorf gehören auch einige Weiler. Auch ihre Architektur ist heute nicht mehr Süddeutsch.

#### Cimbrische Literatur . . .

Seit einiger Zeit gibt es jetzt sogar zwei in italienisch, deutsch und den beiden «tautschen» Dialekten geschriebene Monatsblätter. Und als Geschenk erhielten die «Cimbri», wie die Italiener die vor acht oder mehr Jahrhunderten Eingewanderten nennen, sogar einen Katechismus in ihrer Sprache; ein von der deutschen und österreichischen Bischofskonferenz gefördertes Geschenk des österreichischen Vereins «Terra cymbria».

#### Kirchensprache ist italienisch

In den Kirchen der beiden Bauernrepubliken predigten bis 1520 deutsche Pfarrer. Aus Angst, das Luthertum könnte auf Italien überschwappen,

wurde damals die priesterliche Gastarbeiterei abgeschafft. Seither führt der Weg der «Tautschen» nur über das Italienische in den Himmel. Still-schweigend hat man in den letzten paar Jahren jedoch einen Kompromiss geschlossen: der italienische Pfarrer predigt in seiner Zunge und der Kirchenchor singt cimbrisch. Öfters tönt es heute auch wieder zwischen der offiziellen Kirchensprache: «Vater unsar, mo du pist ime Himale, gabaigat saibe dain Name, ta de keme dain Raich . . .»

#### Woher kamen die «Cimbri»?

Die meisten aus Bayern und anderen süddeutschen Regionen. Es waren vor allem Bergknappen, Bauern, Holzfäl-



Die Bäckerei von Giazza ist das „haus un proale“

ler und Köhler, die ins damals noch kaum bewohnte Land gerufen wurden. Die erste Gruppe «bayerischer Gastarbeiter» kam vermutlich 1216 auf Einladung des Trientiner Bischofs Friederica Wanga. 1330 bestätigte auch der Benediktiner Abt Castellano, dass die «tautschen Bauern» rechtmässig in den lessinischen Bergen siedeln; schon um 1500 sollen es mehr als 50 000 gewesen sein. Ljetzan wird urkundlich erstmals am 20. Oktober 1409 genannt.

#### Weshalb «cimabri»?

Warum die Italiener die Eingewanderten «cimabri» oder «cimbern» nennen, dafür gibt es noch keine gültige Erklärung. Ganz falsch ist, dass die Tautschen Nachkommen der legendären

nordischen Zimbern sind, die im letzten vorchristlichen Jahrhundert am römischen Imperium zu rütteln begannen. Manche Volkskundler leiten den Namen auch vom Zimmermannberuf ab. Fragt man nämlich einen bayerischen Zimmermann, was er sei, sagt er vermutlich: . . . «a zimbera». Doch auch dieser Erklärungsversuch steht auf ganz schwachen Füßen.

Von den einst 20 rein tautschen Gemeinden sind heute ausser Giazza 19 gänzlich italianisiert. Die Tautschen haben ihre Muttersprache verlernt, und das Land ihrer Väter kennen viele nur noch als Möglichkeit, als Gastarbeiter dort viel Geld zu verdienen – vor fast tausend Jahren war es gerade umgekehrt . . .



Ein italienischer Bayer. Er spricht besser Tautsch als Italienisch.



Giazzas Doppelsprachigkeit ist von Rom noch nicht anerkannt.

Aus: „kolorit“ Das farbige Wochen-Magazin Nr. 48 vom 29. November 1980

## Sprichwörter aus Giazza

Bo ista roch, ista vaur

Bear ghet pit lugan, hat khurtze tshinke

A vaulaz òa dorstinkhat a gantzas haus

Springat in hunt, springat in hase

Muz ma haltan barme iz aisan

Bear ghet bahénje, ghet tzòa botan

Iz paz iz òa haute mun de henje morgän

Haijar un taupan boschaizan de hauser

A sbelmilja machat nicht in lángez

Wo Rauch ist, ist Feuer

Wer mit Lügen geht, hat kurze Beine

Ein faules Ei verpestet ein ganzes Haus

Springt der Hund, springt auch der Hase

Man muß das Eisen warm halten

Wer behende geht, geht zweimal

Besser das Ei heute als die Henne morgen

Kinder und Tauben beschießen die Häuser

Ein Schwälbchen macht noch keinen Lenz

Aus der Sammlung von Hugo F. Resch



## Goten und Langobarden in Südtirol und im Trientnischen

Von Emmerich Schaffran, Wien

Mit 1 Kartenplatte und 12 Abbildungen (Tafel 15, 16)

Als die Römer ab ungefähr 70 vor Christi die Besetzung des Etschlandes durchführten (Trient war 24 vor Christi Standort einer Region), fanden sie hier eine mannigfach gegliederte und uneinheitliche Bevölkerung vor (Stoni, Tridentini, Anauni, Sinduni, Lusiasti, Venosten und Fjarler). Zu einer archäologisch nur beschränkt nachweisbaren mediterranen Urbevölkerung gesellten sich starke illyrische Übersiedlungen, also rassistisch-nordische und sprachlich-indogermanische Zuschübe, die noch eine Ergänzung durch die Kelten fanden<sup>1)</sup>. Da die gleichfalls hier, u. a. auch im oberen Etschland, sesshaften Veneter nach heutiger Ansicht illyrischer Herkunft waren, scheint ein indogermanisches Übergewicht bestanden zu haben. Die römische Herrschaft brachte in diesem zur Provinz Raetia II gehörigen Landesteil eine straffe militärische und zivile Organisation mit sich. Die Hauptverkehrslinie ging von Feltre über Trient nach Bona drusi (Gegend von Sigmundskron bei Bozen) und teilte sich dort in die Straßen über den Brenner (Zausen) und den Reschen. Trient wurde 46 nach Christi Municipium und um 186 Colonia, zugleich Hauptort eines Verwaltungsbezirktes zweiter Ordnung.

Aus dem römischen Verwaltungsbezirkte von Trient wurde später das langobardische Herzogtum; denn je weiter im Sommer 568 der Vormarsch der Langobarden in Oberitalien gegen Westen Raum gewann, desto eher mußte für eine Sicherung ihrer rechten (nördlichen) Flanke vorgesorgt werden<sup>2)</sup>. Denn durch das mittlere und obere Etschtal konnte sowohl eine Bedrohung der Langobarden durch die Franken erfolgen, als auch längs dieses Flusses und über den Brenner am raschesten die Verbindung mit den befreundeten Votern aufgenommen werden. Nördlich von Padua angefaugt, entsandte daher König Alboin den Gefolgsmann Cvin mit entsprechenden Kräften über Feltre und das Suganatal in den Raum von Trient.

Die Ostgoten, als Nachfolger des Weströmischen Reiches, waren die ersten sich im Etschland auf längere Zeit ansiedelnden Germanen, aber sie haben in der Sprache und der blutsmäßigen Zusammensetzung der Bevölkerung nur geringe Spuren hinter-

<sup>1)</sup> Über die sprachliche und rassistische Zugehörigkeit der nordrömischen Bevölkerung Südtirols bestehen verschiedene Ansichten. Mit umfangreichen Vorfällen in der Zeitschrift „Aetia Augusta“ (Bozen) nehmen B. Pifani (1935 u. 1939), G. Gerola (1939), P. Ducati (1941) und M. Lunz (1941) eine rein oder überwiegend mediterrane Urbevölkerung an und schätzen den illyrisch-italischen Anteil gering ein, dagegen nordische Getzale, wie Wharmough, Kretschmer, Krahe, Bokorny und Beller nicht nur einen überwiegenden illyrisch-italischen Einfluß ansetzen, sondern auch für die Zugehörigkeit der Rätoromanischen (der antiken Sprache in Südtirol) zur indogermanischen Sprachgruppe einzutreten. Der archäologische Befund ergibt ein pattisches Überwiegen des Kelto-Illyrischen; etruskische, überhaupt mediterrane Funde sind vorhanden, aber selten und vor allem in keinem genügend starken inneren Zusammenhang zu bringen. Zugleich genügt dies für eine rasche Romanisierung der Bevölkerung bis zur Salurner Klause während der römischen Herrschaft.

<sup>2)</sup> Für die völkerwanderungszeitliche Geschichte Südtirols: H. Heuberger, Rätien in Illertum und Frühmittelalter (Zurbrud, 1932, Schöner-Schöner, mit reichlicher Literatur) und der gleiche Autor: Das Burggenossentum im Illertum (Zurbrud, 1935, Schöner-Schöner). Für die Geschichte der Langobarden im allgemeinen: E. Schaffran, Geschichte der Langobarden (Leipzig, 1938).



Langobardische Grabfund von St. Apollonia (eine Armspange im Meraner Museum) aus einer über 550 m hoch gelegenen Ortschaft stammt.

In beträchtlicher Höhenlage (1135 m) würde, wenn die heutige Identifizierung mit Rölten stimmt, auch das Castellum Naletum liegen. Obwohl in Rölten und in dem nahen Berlein langobardische Fibeln und Schnallen gefunden wurden (Museum Bozen), so ist dennoch die Anlage eines Wehbaues in dem strategisch bedeutungsvollen Rölten nicht anzunehmen. 14 Herzöge marschierten 600 unter dem Befehl von Theobald gegen die Langobarden. Der Vorstoß erfolgte durch das Engadin heraus und es ist daher möglich, eine frontale Abwehr hätte nach Passierung des Stüßjoches den Tonalepaß von Süden her forciert und dessen östliche Sperre bei Rölten angegriffen. Dieser Ort heißt noch in hochmittelalterlichen Urkunden Naletum, was gegen eine Ableitung des rein deutsch-namen Naletum zu bedenken wäre. Schließlich besteht für die Heranziehung von Rölten noch eine archäologische Möglichkeit, denn in dem Rölten davon gelegenen Kastell von Santorleso sollen, soweit es der stark ruinöse Zustand noch erkennen läßt, frühmittelalterliche Mauerverte vorhanden sein, eine nähere Untersuchung steht leider.

Die Kastelle von Serniana und Appianum liegen wieder auf der Westseite südlich von Eisend. Es werden daher Serniana mit Sirmium am Fuß des Berges des früher schon erwähnten St. Apollonia und Appianum mit Hochepan gleichgesetzt. Die langobardische Besiedlung von Sirmium ist durch den Fund in dem unteren St. Apollonia anzunehmen, wenig verständlich ist dagegen die Notwendigkeit für die Anlage eines Kastells, es sei denn, daß es sich hier um eine Art Schutzburg gehandelt hätte. Hochepan (Serti) zusammen mit Boissont und Storb den nördlichen Zugang zum Oberetscher Plateau. Eine bronze, gebuckelte Wirtelgarneise aus Hochepan und eine interessante Fibel mit rundenförmiger Zwinge aus Schloß Storb bezeugen die langobardische Besiedlung dieses Landstriches.

Kastell Fugilana liegt bereits im italienisch-tyroler Grenzgebiet südlich der Salurner Mauer. Der Ort wird gewöhnlich mit Fud oder Faedo, 370 m östlich, oberhalb von S. Michele gelegen, identifiziert. Dieses Dorf deutet den wahren Übergang nach Gembra im Fiemtal und besitzt in seinem Gebiet Spuren antiker Stollen. Belege für die Anwesenheit eines Kastells und einer völkerwanderungszeitlichen Besiedlung sind nicht vorhanden, vielmehr könnte die nördlich und östlich gelegene Burg Königsberg (Königsberg) die Festung des alten Kastells sein. Dr. R. Kayser-Bozen nimmt für Fugilana aus sprachlichen Gründen Durchholz östlich von Salurn an, diese Deutung hat manches für sich<sup>1)</sup>.

Was die Langobarden betraf, das Fiemtal bis tief hinein zu besiedeln und dort sogar Weinnäben anzulegen (in Telve, Toblax, Varena, Tadjano, Castello Capriano und Appiano) ist schwer zu erklären, Grabfunde wurden in Predazzo, in Montalbano, in Valsostano und in Lona südlich von Cembra gemacht. Die planmäßige Stellung von Cembra (ältester Name Cembra für den bereits vorgeschichtlich besetzten Ort) ist gut gewählt, wenn das Vordringen in das Tal verhindert werden sollte. Nach Spuren des Kastells ist bis 1912 noch nicht gesucht worden, Grabfunde sind vorhanden.

Weitere Weinnäben — d. h. Ansiedlungen von Arogern mit ihren Sippen — sind außer in Trient urkundlich noch nachweisbar: an verschiedenen Orten des Nordberges und in Judicarien, ferner in Civezzano, Ates, Sigolo-Sattaro, in der Gegend von Rovereto, in Arco, Brentonico, Garduno, Castellano, Leica, Pergine, Fes, Soriano, Valsugana, Mori, Ala, Varena, Ronco, Moutan und Auer.

Wittmann sah man entweder in Vezzano westlich von Trient oder in Civezzano n.-ö. dieser Stadt. Doch könnte wegen der besseren östlichen Reihenfolge bei der Aufzählung auch Prezano, nördlich von Ates im Fiemtal, gemeint sein, welcher Ort den Eingang ins Fiemtal beschützt. Eine Gruppe wird dort noch heute Pö di Castello genannt, daß ist von diesem Kastell nichts mehr vorhanden. Civezzano und Prezano haben viele und ausgezeichnete langobardische Grabfunde ergeben, Vezzano hingegen nur eine nicht germanische, wenn auch völkerwanderungszeitliche Inschrift<sup>2)</sup>.

Prätorium (Brentonico) liegt fast 700 m hoch südlich von Mori auf den Abhängen des Monte Baldo. Ohne strategische Bedeutung. Trotzdem war hier eine dichte langobardische Besiedlung, denn an vielen Stellen wurden Grabfunde gemacht, wie denn überhaupt das ganze Fiemtal zwischen Bolzano und Arco mit Fundstellen überfüllt ist. Auf einer Klüffellippe nördlich des Ortes gelegene Mauerverte werden als „Langobardisch“ bezeichnet. Sicherlich ist darüber nichts bekannt, meine Antopie fehlt.

Ennebose und Bolcaenes haben bisher keine Totifizierung erlaubt, eine Gleichsetzung von Bolcaenes mit Bolano ist sehr fraglich.

Misera, der nächste genannte Ort, ist sicher in dem Raum von Borgo di Valsugana anzunehmen, wo eine römische Ansiedlung Valsugum oder Valsugum nachgewiesen ist. Von dort stammen die spätesten Grabfunde im langobardischen Herzogtum von Trient<sup>3)</sup>.

Bei Ferruga (Montorio Ferruga) kam nur an das mächtige Kastell Berruca, die Hauptfestung von Trient, gedacht werden. Abgesehen, daß Paulus Diaconus hier von einem „vero castro“ spricht, war tatsächlich schon aus spätrömischer-ostgotischer Zeit dort ein Kastell dieses Namens bekannt geworden<sup>4)</sup>. Später fortanverteilte Schreib- und Lesarten ließen dann in jüngster Zeit im Fall Ferruga Formica bei Bozen vermuten. Stein- und Grabfunde bestehen.

<sup>1)</sup> Naisatti, a. a. O., zu Faedo, Roncato (lat.) und fogelo (ital.) - Bache.

<sup>2)</sup> Aus Ates stammt ein schönes Goldkreuz mit dem Kopf eines Mannes in der Mitte und einer verschieden gelesenen Beschriftung (siehe S. 127), aus Vezzano eine paläographisch in das späte 6. Jahrhundert zu versetzende Inschrifttafel (Orsi, I monumenti cristiani nel Trentino, Archiv. stor. per Trento ecc., a. a. O., 1883).

<sup>3)</sup> Über Ennebose siehe Naisatti, a. a. O.

<sup>4)</sup> Siehe Cassiodor Varia 3, 48; dort wird die Bezeichnung Berruca gebraucht.

Der fränkisch-byzantinische Angriffskrieg gegen die Langobarden endete mit dem Rückzug der bis Verona vorgebrungenen Franken, die Langobarden blieben wie vorher im Besitze des Etschtales bis südlich von Meran.

Die Baiern überschritten um 590 den Brenner und besetzten trotz ihrer Freundschaft und Verpflanzung mit den Langobarden noch vor 600 das Gebiet von Trient, wodurch sie, da Saben (Sabiona) damals eine langobardische Grenzfestung war, zu unmittelbaren Nachbarn der Langobarden wurden<sup>5)</sup>. Darauf bezieht sich die Sage von der ersten bairischen Grenzmarkensetzung durch Herzog Adalger bei Klausen. Diesen Südost konnten die Baiern nur deshalb ausbauen, weil nach 610 ihre schweren und wechsellastigen Kämpfe gegen die Avarenten Slaven im östlichen Puster- und im oberen Drautal zu einer gewissen Ruhe gekommen waren. Die Baiern legten zwischen sich und die Slaven das Niemandsland von Toblach-Zumichen, und siedelten in Bruned, den langobardischen Weinnäben ähnlich, landlose Freie mit deren Sippen zur Grenzverteidigung an. Die avarisch-slavische Furcht bei der Sonnenburg westlich von Bruned, Lönne den äußersten Platz des slavisch-avarischen Vordringens bedeuten, doch ist hierbei Vorsicht geboten, weil avarische Funde nicht nur bei Bozen und Trient, sondern auch weit westlich davon gemacht wurden, es handelt sich hierbei um vertragene Gegenstände avarisch-slavischer Herkunft. Das Becken von Bozen wurde um 688, jenes von Meran um 700 bairisch, dauernd jedoch erst nach 766.

Während von den Ostgoten, wie bereits erwähnt, nur relativ wenige archäologische Spuren vorhanden sind, ist dies bei den Langobarden anders. Diese haben nicht nur während ihrer Herrschaft, sondern auch nach deren Ende (776) eine reiche und in manchen Teilen des Staatsgebietes auch typisch nationale Kunst gepflegt. Wenn wir auch mit den beiden einzigen, dem Namen nach bekannten Herzögen von Trient, Ewin und Maris, kein Mäzenatentum verbinden können, so läßt man doch deutlich den eine Zeit hindurch von Trient ausgehenden Kunstempfinden. Stilistisch macht er besonders in den mannigfachen Grabfunden den Eindruck einer formal und inhaltlich betonten Verbeibehaltung voritalienischer Einzelheiten, wie denn überhaupt der Kampf der Trientiner Herzöge gegen ihren König, nicht immer wegen Machtansprüchen, sondern auch aus Opposition gegen die römische Politik der Könige entstanden zu sein scheint. Diese nationale Haltung wurde durch die, byzantinische und römische Einwirkungen wenigstens vorerst wenig fördernde alpine Lage, den Einfluß der bäuerlichen Bevölkerung und durch die unmittelbare Nachbarschaft mit dem fränkischen und bairischen Reich begünstigt, wozu auch künstlerische Anregungen durch die vorrömische Bevölkerung, besonders des Nordberges, kamen. Ferner bestanden in der Kleinkunst, seltener auch im Steintief, mannigfache ostgotische Erinnerungen, eine Trennung zwischen ostgotischer und langobardischer Kunst kann ohnehin nicht immer deutlich vorgenommen werden.

Die bereits in der ersten Zeit östmalige Verwendung sinnbildlicher nordischer Tiere wird noch lange nach dem Fall des langobardischen Reiches (776) weitergeführt, einige Steintiefs aus Lengnago, Galling und Untermais, sowie ein feinerer Kessel im Museum zu Trient bezeugen dies als Beispiele unter vielen. Stärker wie in Oberitalien ist hier auch die Verwendung symbolischer Menschengestalten. Dazu gehören u. a. die Gestalt eines Zehrgottes (?) auf einem Beschlag (Museum Innsbruck, I. Nr. 7833) und ähnliche Sinnbildfiguren auf den vorerwähnten Platten aus Galling und Untermais. Hartnäckige weltanschaulich-religiöse Aberglauben scheinen hier, ähnlich wie im Herzogtum Venevent, lange vorhanden gewesen zu sein. Das großartigste Denkmal dieser national-langobardischen Kunst ist der in Civezzano bei Trient gefundene, im Museum zu Innsbruck aufbewahrte sogenannte „Fürstensarg von Civezzano“ mit seinen schmiedeeisernen sinnbildhaften Hirs- und Widderköpfen als Weltkronung der Stämme. Dieser Sarkophag ist ein singuläres Werk, da er der einzige erhaltene langobardische

<sup>5)</sup> Siehe meine, vom D. u. O. Alpenverein sehr gefördert, Forschungen; Literatur darüber in meinem Buch: Die Kunst der Langobarden in Italien (1941).

Sarg ist, der jede mediterrane Kurgang vermeidet und bewusst, mit künstlerischer Kraft, nordische Motive verwendet<sup>11)</sup>.

Groß ist in Südtirol die Zahl der langobardischen Einzelgräber (siehe die keineswegs vollständige Fundkarte), ausgebehnte Friedhöfe wie in Oberitalien kommen hingegen nicht vor. Eine größere Anzahl von völkerwanderungszeitlichen Gräbern hat sich bisher nur in Triezzano und in Mezzocorona gefunden<sup>12)</sup>.

In Mezzocorona entdeckte man im Jahr 1932 beim Bau der Cantina sociale, verstreut in den Schuttmassen eines alten Klaustrums und durcheinandergeworfen, weit über 50 feinerne Sarkophage. Kein einziger war mehr vollständig, es fehlten zumeist die Deckel und das Innere war mit Geröll angefüllt und bis auf eine spätmittel- und eine langobardische Fibel, sowie einige Knochenreste leer. Durch die langobardische Fibel im Stil des ausgehenden 6. Jahrhunderts war der Versuch einer Aufschreibung des Gräberfeldes an die Langobarden ermöglicht, die Form der Sarkophage selbst war ganz nicht die übliche frühchristlich-spätantike (wie z. B. beim „Ghulstarkophog“ in Gombak), aber auch frei von langobardischen Stilelementen. Bald nach der Auffindung vermutete man hier einen aus der Schlacht auf dem westlich davon gelegenen rothaliatischen Feldern (575 n. Chr.) zurückkehrenden Soldatenfriedhof gefunden zu haben und dieser Meinung wäre wohl beizupflichten. Es fand zwar diese Schlacht im Hochjannet statt und die Verwertung der Leichen geschah zu rasch, um die Herstellung eigener Steinhügel zu erlauben. Da aber solche im Gebiet von Trient wiederholt und in gleicher Form gefunden wurden, können sie aus einer der hiesig nachweisbaren Grabsteinfabriken herrühren. Das ganze Gräberfeld dürfte ursprünglich ungefähr 3 km westlich des Ortes gelegen haben — also am Rande der rothaliatischen Felder — und wurde von dort durch die Gewalt des heute regulierten Roco schwärts getragen und durcheinandergeworfen.

Die Museen von Innsbruck, Bozen, Rovereto und besonders von Trient enthalten eine große Zahl ostgotischer und namentlich langobardischer F i b e l n. Unter ihnen ist eine vollständige Gruppe bemerkenswert, deren meist edige Fußplatte mit einfachen, wie latènezeitlich wirkenden Linamenten bedeckt ist. Relativ zahlreich sind auch die bekannten langobardischen Fibeln mit Verwendung von Tiergestalten und Tierköpfen auf der Fußplatte. Sie reichen mit Inv. Nr. 4337 des Castellmuseums von Trient bis in die Zeit vor 700. Die älteste Fibel befindet sich im Museum Bozen, Fundort bei Schloss Rorb. Die rundenartigen Nischen auf Kopf- und Fußplatte verweisen das Stück in das ausgehende 6. Jahrhundert.

Eine lange geübte langobardische Sitte ließ auf die Totenhenden K r e u z e aus flachem Goldblech, in getriebener Arbeit mit Tiergestalt verziert, aufnähen, eine fabriktionsmäßige Herstellung ist häufig. Die schönsten dieser Goldkreuze stammen aus Trient und Umgebung (Viezano, Lavis, Pergine), jenes aus Lavis zeigt im Schnittpunkt der Balken einen gebarteten Männerkopf mit einer Aufschrift, die entweder als „Domino Nisso“ oder als „Domino Nles“ gelesen wird, in letzterem Falle wäre hier ein Hinweis auf den 573 in Pavia ermordeten König Nles gegeben.

Fibeln in Kreuz- und Tierform bilden eine weitere Sondergruppe; eine sichere Aufschreibung und namentlich eine Datierung ist schwierig, die Ähnlichkeit mit latènezeitlichen Stücken ist beachtenswert. Ohringe, Halsketten, Anhänger und ein wegen seines schönen Tiergestalt wichtiges kleines Reliquienfäßchen ergänzen das reiche Bild des ostgotischen und langobardischen Kunstgewerbes aus dem Raum von Trient und der Seitentäler.

Zahlreich und von sehr guter Qualität sind die Arbeiten in Stein. Ostgotische Reminiszenzen sind bei mancher schnittigen Blattbehandlung anzunehmen, jedoch gehören die meisten Stücke der langobardischen Kunst an und waren Teile von Hofschränken und Ambonen, wo sie als flach gearbeitete ornamentale Reliefs zur Verkleidung dienten. Viele dieser Platten besitzt das überhaupt sehr reiche Castellmuseum in Trient, vieles ist noch heute in situ, wie in St. Johann im Münsertal, Trient (Durchgang bei Santa Maria maggiore), Vigo Tomaso, S. Silvestro bei Vigo Tomaso, Lundo, St. Croce in Bleggio, Vigole, Tenno und Tione. In einem Gartenraum bei den Kirchen von Vigo Tomaso und Hai haben sich Säulchen von einem Ciboriumaltar erhalten, oberhalb des Westeinganges der Kirche von Lundo (Judicarien) befindet sich ein prachtvoller Diebel,

<sup>11)</sup> Siehe Num. 4.

<sup>12)</sup> Darüber Monsignore S. Weber im „Bolletino del Clero“ (Trento, 1934, Nr. 5) und E. Schaffran in „Spek“, 1941/42, Bd. 15/16.

der einst ähnlich wie heute noch in der Taufkapelle von Spolato, den Durchgang einer Chorjochbrücke bekrönte. Eine reiche Platte wird im Stiegenhaus des Oratoriums von Rovereto aufbewahrt, ihr Fundort ist unbekannt. Weitere interessante Steinreliefs (und auch Grabfunde) enthalten die Museen von Innsbruck, Bozen und Trient. Palaeographisch wichtig ist ein Klosterlied im Trientiner Museum mit dem in ähnlicher Form auch bei Paulus Diaconus (lib. VI, cap. 24) bezeugten ostgermanischen Personennamen Arguis.

Alle diese Steinarbeiten sind inhaltlich und meist auch technisch typisch langobardisch, jedoch ist der nationale Charakter im Gegensatz zu den Grabfunden und einigen figuralen Reliefs (Hastling, Münster, Untermais u. a. m.) schwächer ausgeprägt. Die schönen Reliefplatten aus St. Benedikt in Mals (heute Museum Trient) leiten dann zur kühleren Auffassung der „karolingischen Renaissance“ des frühen 9. Jahrhunderts über, während die Dekoration in S t u d in einer der drei Nischen dieser Kirche die Beständigkeit jener Technik bei den Langobarden und Franken aufweist<sup>13)</sup>.

St. Proculus in Naturns enthält die ältesten W a u d m a l e r e i e n im deutschen Sprachgebiet. Wenn dieser Ort auch nicht mehr im langobardischen Hoheitsgebiet lag, so ist er grenznah und ein Weg für den durch den Binschgau fließenden Strom langobardischer und fränkischer Kunst. Die ganz unkonventionellen Fresken in Naturns wurden um 800 durch einen, wie ich annehme, langobardischen, von der Buchmalerei im Kloster Bobbio angeregten provinziellen Maler geschaffen, sie sind „barbarisch“, aber immer frisch und geschickt gemacht. Ihre unkomplizierte, stark linear eingestellte Lebendigkeit trennt sie deutlich von den etwas jüngeren Fresken in St. Benedikt in Mals und St. Johann in Münster (heute im Landesmuseum Zürich). Diese beiden Werke gehören bereits deutlich wegen ihrer spätantiken Reminiszenzen dem böhmisches Stilbereich der karolingischen Kunst an. Die Fresken an der Außenseite der Ursprungskapelle von S. N o m e d i o werden sehr verschieden datiert; doch fallen auch sie in ihrer untersten Schicht noch in das ausgehende 9. Jahrhundert; eine langobardische Hand ist hier kaum mehr zu erkennen<sup>14)</sup>.

Reste germanisch-völkerwanderungszeitlicher W a u l e n sind im Bereich von Trient unbekannt, die interessante Krypta von S. Croce in Bleggio (Judicarien) kann trotz hochaltertümlicher Einzelheiten nicht vor 1000 gestanden sein, eine spätere Datierung verbietet wieder die noch frühe Gestaltung des Kreuzgewölbes. Leider fehlt mit die Autopsie des Baues. Geseh mühte Bauteile und Bauplastiken haben sich an einigen Orten erhalten, wie in Niva am Garbaser (Arkaden des Rathauses eine reich ornamentierte Säule), Tenno bei Niva (an der Außenseite der Nische zahlreiche, von einer Fassaden- (?) Dekoration stammende Reliefs, wie Pilaster- und Gebälkstellungen) und in der Kirche von S. Vigilio in Tione ein ornamentales Fenster<sup>15)</sup>. St. Proculus in Naturns<sup>16)</sup> ist als Bau zu einfach und der künstlerisch wichtigen ursprünglichen Nische beraubt, um besonders aussagekräftig zu sein, der prachtvolle Monumentalbau von St. Johann in Münster zeigt hingegen das Zusammentreffen der merowingisch-fränkischen mit der langobardischen Baubauweise zu einem neuen Ergebnis, der ersten Stufe der Frühromanik. Dasselbe gilt auch von den beiden Kirchenbauten des 9. Jahrhunderts im oberen Binschgau, St. Benedikt in Mals und dem etwas jüngeren St. Stefan bei Marienberg. Ferner gehört auch die Kirchenruine St. Peter bei Mittenburg in diese vor-, bzw. frühromanische

<sup>13)</sup> J. G. G. Die karolingische St. Benediktikirche in Mals (Innsbruck, 1915). Über St. Johann in Münster: St. J. G. in Mitteilungen der Schweizer Gesell. f. Erhaltung hist. Kunstdenkmäler, N. S. V und VI (1906/08) und G. J. G. in Schweizer Anzeiger für Kunst- und Arch.-Gesch. (Bern, 1937).

<sup>14)</sup> Über S. Nomedio vorgehensweise zu verwenden: L. Nefati: Dopo 30 anni di discussioni intorno a San Romolo Remita di Anania (Trento, 1938). Ferner A. Morassi: Storia della pittura nella Venezia Tridentina (1934, auch für Naturns).

<sup>15)</sup> E. Schaffran, Studien und Mitgl. d. Deutschen Mus. München, Mai 1940; was Roberti (Studi trentini 1931, fasc. 2) als „Architektur barbarica“ erwähnt, hat sich in den bisher überprüften Fällen als unrichtig erwiesen. Ob die sehr alte Krypta der Pfarrkirche in Bressanone vor 1000 entstanden ist, kann ich mangels archäologischer Unterlagen und Autopsie nicht entscheiden.

<sup>16)</sup> J. Weingartner: Die Kunstdenkmäler des Binschgaus, Bd. IV, S. 239 (Elandard-Werk) und G. Hammer: Die ältesten Kirchenbauten Tirols, Beihdr. d. D. u. Ö. Alp.-Ver., 1935.

Gruppe<sup>17)</sup>. Die Nachwirkung der langobardischen Bauweise ist an frühromanischen Architekturformen an vielen Orten nachweisbar. Langobardische *W e h r b a u e n* sind verschwunden, die oft dafür beanspruchte Plinie Castelfeder ist zeitlich undatiert. Im übrigen werden langobardische Befestigungsanlagen keine besonderen Stileigentümlichkeiten gehabt haben, sie waren entweder Weiterwertwendungen oder einfache Nachahmungen römischer Bauten dieser Art<sup>18)</sup>.

Demnach kann der Reichtum und der Wert dieser germanisch-völkerwanderungszeitlichen Funde und die kulturelle Bedeutung der germanischen Besiedlung des mittleren und oberen Ostschlades nach 568 nicht angezweifelt werden. Sie war die Grundlage für die später eintretende Eindentschung des ganzen Gebietes nördlich der Mündung von Saturn und für die vielen, auch heute noch erhaltenen oder wenigstens nachweisbaren deutschen Einflüsse südlich davon, wo die bereits im 12. Jahrhundert immer stärker werdende Itallianisierung vieles davon verwischt oder verändert hat.

Wie mehrfach erwähnt wurde, ist dabei die restlose Durchforschung des fraglichen Gebietes noch lange nicht vollzogen, außerdem können Zufallsfunde wertvolle Ergänzungen beibringen. Das nächste Desiderium wäre die Anlage eines kritischen Inventars der museal aufbewahrten Objekte aus der germanischen Völkerwanderungszeit in Südtirol.

<sup>17)</sup> Weingartner, a. a. O., III, S. 307 u. f.

<sup>18)</sup> Dazu auch F. Jonisch, Die spätantiken und langobardischen Burgen in Kärnten (Mitgl. d. anthropolog. Gesell. Wien, 1936).

Aus: Österreichischer Alpenverein – Jahrbuch 1950



Altes Bauernhaus in Sappada – Pladen im oberen Piavetal

MARIA HORNING

## Ist die „zimbrische“ Mundart der Sieben Gemeinden althochdeutsch?

### Problemstellung

Im Herbst des Jahres 1833 ging für den großen Erforscher des Bairischen, Johann Andreas Schmeller, ein lang gehegter Wunsch in Erfüllung. Er unternahm seine erste Reise zu den sogenannten Zimbern in die Sprachinseln der Sieben Gemeinden oder Sette Comuni in der Provinz Vicoenza in Oberitalien. Am Abend des 30. September stieg er, wie er in einer Abhandlung aus dem Jahr 1838 beschreibt, in Begleitung von zwei Einheimischen einen schmalen, steilen Saumpfad vom Asticotal hinauf auf das Plateau von Asiago. Der eine der beiden Begleiter, eine wie Schmeller sagt, kernhafte, gedrungene deutsche Gestalt, war der Bürgermeister der zimbrisch-deutschen Gemeinde Rotzo. J. A. Schmeller<sup>1</sup> berichtet dazu folgendes: „Er unterhielt sich lebhaft mit seinem Landsmann bald in italienischer, bald in cimbrischer Sprache. Aber mir blieb, was er in letzterer nach seiner schnellen Weise heraus sagte, dunkel, wie der Pfad, den wir gingen. Mein Ohr konnte sich nicht recht finden in die ganz unerwarteten, wenn auch deutsch klingenden Laute. Mir fing innerlich an, bange zu werden für den Erfolg meiner auf so kurze Frist gesetzten Entdeckungsreise. Endlich, als wir auftauchten in die Hochebene, als der Vollmond wie zum Grusse uns entgegen schien, und hell und klar, wie der Mond des Capo Antonio gemüthlicher Ausruf an mein Ohr schlug: *Bia hübbesch leuchtet der måno!* – mir war als hörte ich Klänge des neunten Jahrhunderts – da ward mir wieder leicht, so leicht, so wohl, wie mir's in wenigen Augenblicken meines Lebens geworden“.

J. A. Schmeller, der noch in einer zweiten Akademie-Abhandlung zur Zimbernfrage Stellung nahm und schließlich die Herausgabe seines erst posthum erschienenen Cimbrischen Wörterbuches<sup>2</sup> in die Hände seines österreichischen Freundes Josef Bergmann legte, lokalisierte die Herkunft der Bewohner der Sieben Gemeinden in Bayern und Tirol und setzte den Zeitpunkt der dauernden Besiedlung um das Jahr 1200<sup>3</sup> an. Damit stehen wir bereits in mittelhochdeutscher Zeit. Der bedeutendste Erforscher des Zimbrischen in unserem Jahrhundert, Eberhard Kranzmayer<sup>4</sup>, lokalisiert das Herkunftsgebiet der auf Grund einer von Renaissan-

<sup>1</sup> Die Cimbern der VII und XIII Communen und ihre Sprache. Curatorium Cimbricum Bavarense, Landshut 1884, S. 47f.

<sup>2</sup> J. A. Schmeller, Sogenanntes Cimbrisches Wörterbuch, das ist deutsches Idioticon der VII und XIII Comuni in den venetianischen Alpen. Mit Einleitung und Zusammenfassung im Auftrag der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, herausgegeben von J. Bergmann, Wien 1855. Neudruck in: J. A. Schmeller, Die Cimbern.

<sup>3</sup> J. A. Schmeller, Die Cimbern. Vorwort von R. J. Brunner, S. 5.

<sup>4</sup> E. Kranzmayer hat im Jahre 1923 seine Dissertation über die zimbrischen Mundarten abgeschlossen. Zu einem Druck kam es zu seinen Lebzeiten aus einer Reihe von Gründen nicht. In zahlreichen Aufsätzen sowie in seiner Historischen Lautgeographie des gesamt-bairischen Dialektraumes, Wien

gelehrten geprägten Herkunftssage so benannten Zimbern in Westtirol und im bayrischen Loisachtal und setzt als Besiedlungsbeginn die Zeit um das Jahr 1100 an. Andere Gelehrte, wie vor allem Bruno Schweizer<sup>5</sup>, wollten die zimbrischen Mundarten in Oberitalien als langobardisch identifizieren, konnten sich aber damit begrifflicherweise nicht durchsetzen. Nach J. Schatz<sup>6</sup> und E. Kranzmayer<sup>7</sup> steht der altbairischen Sprachperiode die Neubairische gegenüber. Eine mittelbairische läßt sich nicht ansetzen. Im 11. Jahrhundert bahnen sich im Bairischen Neuerungen im Vokalismus der Nebensilben an. Um das Jahr 1100 werden Lautmerkmale von Unterdialekten sichtbar. Um das Jahr 1300 liegen die Gegebenheiten der einzelnen Landesdialekte deutlich vor und prägen sich lokale Lautgestaltungen aus.

In der populären Sprachinselliteratur wird das Zimbrische in letzter Zeit häufig als „althochdeutsch“ qualifiziert<sup>8</sup>. Wo ist dieser älteste deutsche Außendialekt, der heute immerhin noch lebendig ist<sup>9</sup>, wirklich zuzuordnen, ein Dialekt, in dem zwar wie im Althochdeutschen der Mond *māno*, der Hase *hazo* (mit einer Halblänge, die einer Kürze entspricht) genannt werden, mhd. *i* und *ū* jedoch zu *ai* und *au* wie im Neuhochdeutschen diphthongiert erscheinen?

Bevor die einzelnen sprachlichen Erscheinungsbereiche einer Musterung unterzogen werden, sei noch darauf hingewiesen, daß das heutige Zimbrische auf drei ganz kleine Verbreitungsgebiete stark eingeschränkt ist. Zu J. A. Schmellers Zeiten galt es in einem wesentlich größeren, wahrscheinlich geschlossenen Bereich. Doch war J. A. Schmeller<sup>10</sup> (beziehungsweise J. Bergmann) der Meinung, daß das Zimbrische nur noch eine einzige weitere Generation überleben würde. Um das Jahr 1920, zur Zeit der Erstellung von E. Kranzmayers Dissertation, war die Verbreitung der zimbrischen Mundarten wesentlich größer als heute (man vergleiche die dem ersten Band der Ausgabe vom Jahre 1981 beigegebene Karte).

Da das Zimbrische bereits einige ältere literarische Quellen hervorgebracht hat, die K. Matzel<sup>11</sup> untersucht hat, verfügen wir auch über eine chronologische Stufung. Neuerdings hat

1956, ging er jedoch wiederholt auf die Zimberfrage ein. Der Druck der Dissertation erfolgte posthum: E. Kranzmayer, Laut- und Flexionslehre der deutschen zimbrischen Mundart, herausgegeben von M. Hornung, Beiträge zur Sprachinselforschung 1, Wien 1981. In derselben Reihe konnte a. 1985 als Band 1, Teil 2 ein Glossar zu diesem Werk vorgelegt werden, das gänzlich neu aus dem vorhandenen Material erarbeitet und zusätzlich mit italienischen Bedeutungsangaben versehen worden ist.

<sup>5</sup> Zimbrische Sprachreste, I, Texte aus Giazza (Dreizehn Gemeinden ob Verona), Halle 1939; B. Schweizer – G. Cappelletti, Tausch, Bozen 1942, Neudruck Giazza 1980. – Der umfangreiche Nachlaß B. Schweizers befindet sich am Deutschen Sprachatlas, Marburg a. d. Lahn. Einige Veröffentlichungen daraus erfolgten in jüngster Zeit durch C. Nordera, Giazza.

<sup>6</sup> Altbairische Grammatik, Göttingen 1907, S. III.

<sup>7</sup> Lautgeographie, S. 4.

<sup>8</sup> Zum Beispiel, H. Tielsch, Das Kleine Zimbrische Catechismus... Horn o. J. (um 1975). Es handelt sich um eine lächerhafte, aus sprachwissenschaftlicher Sicht gänzlich verfehlt Neuausgabe des zimbrischen Catechismus; man vergleiche S. 90 (unbezeichnet).

<sup>9</sup> Die sogenannten zimbrischen Mundarten sind heute noch lebendig: in den Sieben Gemeinden / Setti Comuni (Provinz Vicoenza) in einigen Dörfern um Roana (deutsch Robaan); in den Dreizehn Gemeinden / Tredici Comuni (Provinz Verona) im Kirchdorf Giazza (deutsch Ljetzan); in Luserna (deutsch Lusern) im Trentino.

<sup>10</sup> Die Cimbern, S. 284.

<sup>11</sup> Zu einigen älteren Quellen des „Zimbrischen“, ZDA, 111 (1982) S. 81ff.

W. Meid<sup>12</sup> verlässliche, kommentierte Neuausgaben der beiden zimbrischen Catechismen von a. 1602 und von a. 1813 beziehungsweise a. 1842 vorgelegt, die es ermöglichen, die sprachlichen Entwicklungen und Veränderungen zu verfolgen. Zu beachten ist, daß es sich in den beiden Catechismen der Jahre 1602 wie 1813/1842 um andere Stil- und Sprachebenen handelt als in den von E. Kranzmayer untersuchten Bauernmundarten. Dies gilt auch für die übrige zimbrische Literatur, geistliche und Gelegenheitsdichtung, die teilweise durch J. A. Schmeller zugänglich gemacht wurde, teilweise neuerdings durch W. Meid<sup>13</sup> ediert wird.

#### Der Lautstand<sup>14</sup>

##### Vokale im Hauptton

Mhd. *a* bleibt als *a* ohne die bairische Verdampfung zu *o* bestehen; mit Halblänge in Zweisilbern: *māgo* 'Mohn', *lāba* 'Lache'; mit Kürze in Dreisilbern: *tavla* 'Tafel', *habaro* 'Hafer'.

Mhd. *ā* bleibt ebenfalls unverdampft als *ā*: *kḡnā* 'Krähe' *ābont* 'Abend', *māno* 'Mond'.

Die Verdampfung von ahd. mhd. *a*, *ā* hat im Bairischen um das Jahr 1200 eingesetzt; nach Ausweis der Urkunden wurde im Bairischen des 13. Jahrhunderts häufiger *o* für *ā* geschrieben als für *a*<sup>15</sup>. Im Alemannischen wurde von der Verdampfung nur das *ā* erfaßt; in Teilen des Wallis und in einigen Wälscher Außenorten blieben jedoch beide *a*-Laute unverdampft. Im Ostfränkischen wurden die *ā* stärker von der Verdampfung betroffen als die *a*. Die Beibehaltung der unverdampften *a*-Laute ist als eine besondere Altertümlichkeit des Zimbrischen zu werten. Man kann sie als einen frühmittelhochdeutschen beziehungsweise als einen altbairischen Erhaltungszustand bezeichnen.

Mhd. *ae* und *ā* haben ihre Färbung als (meist) offene *e*-Laute beibehalten und sind mit germ. *e* zusammengefallen: *trēge* 'träge', *mēntakḡ* 'Montag', *gerben* 'gerben', *verben* 'färben'; *nēbel* 'Nebel', *bēgen* 'wägen'. Im Binnenbairischen wurde mhd. *ae* um a. 1200 zu *ā*, das mhd. *ā* folgte später um a. 1250 nach, im Südbairischen erst um a. 1300<sup>16</sup>. So ist in der Sprachinsel Pladen/Sappada zum Beispiel *šāre* 'Schere' neben *mēndl* 'Männlein' zu beobachten und darin ein Ansatz für die Chronologie der Besiedlung gegeben.

Die bairischen Außenorte haben zum großen Teil die *ā*-Qualität von mhd. *ae* und *ā* beibehalten. Man hat die Beibehaltung als weniger altertümlich zu werten als das Fehlen der Verdampfung von *a*. Jedenfalls handelt es sich um die Erhaltung eines sowohl mittelhochdeut-

<sup>12</sup> Der erste zimbrische Catechismus, Christlike unt korze dottrina, Innsbrucker Beiträge zur Sprachwissenschaft 47, Innsbruck 1985; W. Meid, Der zweite zimbrische Catechismus, Dar klōano catechismo vor dez Bēloseland, Innsbrucker Beiträge zur Sprachwissenschaft 48, Innsbruck 1985.

<sup>13</sup> Ältere zimbrische Sprachdenkmäler, I, Valentino Paganin, Religiöse Gedichte in der zimbrischen Mundart von Asiago, SB, Wien 445, Wien 1984.

<sup>14</sup> In Hinblick auf den eingeschränkten Umfang dieser Untersuchung werden nicht alle Laute behandelt, sondern auffällige Entwicklungen aufgezeigt.

<sup>15</sup> Man vergleiche E. Kranzmayer, Monogenetische Lautentfaltung und ihre Störungen in den bairischen Bauernsprachinseln und in den Heimatmundarten, PBB, 85 (Tübingen 1963) S. 178.

<sup>16</sup> Man vergleiche E. Kranzmayer, PBB, 85 (Tübingen 1963) S. 179.



schon als auch althochdeutschen Lautwertes. Inwieweit man im Althochdeutschen entgegen der Schreibung schon mit derartigen Lautwerten zu rechnen hat, ist umstritten<sup>17</sup>.

Eine besondere Altertümlichkeit des Zimbrischen ist die Erhaltung der Rundung in den mittelhochdeutschen Umlauten *ö* und *ü*: *rökzye* 'Röcke', *hütta* 'Hütte'. Im Binnenbairischen liegt Entrundung etwa zu *rekχ*, *hütn* vor, desgleichen in allen anderen bairischen Außenorten. Während das alemannische Wallis die Entrundung durchführte, hat das Montafon in Vorarlberg, eine Walser Gründung, *rökχ* und *hünte* aufzuweisen. E. Kranzmayer<sup>18</sup> konnte jedoch an Hand von Entlehnungen deutscher Siedlungs- und Flurnamen ins Italienische beziehungsweise ins Slowenische zeigen, daß in manchen Außengründungen, wie Zarz, Gottschee, aber auch im relativ modernen Fersental, zunächst noch diese Rundungen bestanden haben müssen. Die spätere Beseitigung der Umlautsrundungen sieht er als eine monogenetische Lautveränderung an. Er versteht darunter eine in den Außenorten im Einklang mit dem sprachlichen Geschehen im Binnenland auf Grund einer vorhandenen Neigung – O. Höfler<sup>19</sup> spricht von Prästabilisierung – eingetretene Lautwandlung. Im Gegensatz dazu sieht E. Kranzmayer<sup>20</sup> unter Polygenese unter verschiedenen Voraussetzungen eintretende Entwicklungen, die schließlich zum gleichen Resultat führen.

Sicherlich ist die Erhaltung der althochdeutschen Vokalquantitäten im Zimbrischen der Sieben Gemeinden eine der auffallendsten Besonderheiten dieses Dialektes: ahd. *blāsan* – zimbr. *plāzen* 'blasen', ahd. *swāgar* – zimbr. *zwāgar* 'Schwager', ahd. *hasan* – zimbr. *hāzen* 'Hasen', ahd. *māgar* zimbr. *māgar* 'mager' mit Halblänge, die eine Variante der Kürze ist. Einsilber mit althochdeutscher Kürze und Mehrsilber haben die uneingeschränkte Kürze bewahrt<sup>21</sup>. Die Mundarten der Dreizehn Gemeinden wie auch die von Lusern haben diese Unterscheidung aufgegeben und neu geregelt. Es handelt sich dabei um eines der Kriterien für die Priorität der Besiedlung der Sieben Gemeinden. Es wird erstaunlicherweise nicht von allen Fachleuten entsprechend beachtet.

Nicht im Sinne der binnenbairischen Entwicklung erscheint im Zimbrischen der Sieben Gemeinden die Monophthongierung aller fallenden Zwielaute: mhd. *ē* (südbair. *ev*) > *ɛ*; *Pētar/Pētar*; mhd. *ō* (südbair. *ov*) > *ɔ*: *rov/rōt*, mhd. *ei* (südbair. *ev*) > *ɛ*: *prqv/prqt*; mhd. *ie* (südbair. *iv*) > *i*: *liep/lip*, mhd. *uo* (südbair. *uv*) > *u*: *guat/gāt*; mhd. *üe* (südbair. *iv*) > *u*: *mīōt/mīde*. Wie E. Kranzmayer<sup>22</sup> aufzeigt, ist diese Entwicklung im Zimbrischen spät eingetreten. Der Katechismus vom Jahre 1602 zeigt weitgehend noch Diphthonge wie in *ruefen* 'rufen', *groazze* 'große', *oans* 'eins', *toat* 'tot'<sup>23</sup>; außerdem sind im Zimbrischen der Sieben Gemeinden im absoluten Auslaut die Diphthonge erhalten: *znqv* 'Schnee', *βrov* 'Stroh', *qv* 'Ei', *kniv* 'Knie' und so weiter<sup>24</sup>. Derartige Monophthongierungen sind übrigens auch in tirolischen Mundarten akzentbedingt belegbar, so zum Beispiel im Defereggental<sup>25</sup>. Die bei

<sup>17</sup> Man vergleiche H. Penzl, Lautsystem und Lautwandel in den althochdeutschen Dialekten, München 1969, § 11.

<sup>18</sup> PBB. 85 (Tübingen 1963) S. 179f.

<sup>19</sup> Stammbaumtheorie, Wellentheorie, Entfaltungstheorie, PBB. 77 (Tübingen 1955) S. 30ff. passim.

<sup>20</sup> PBB. 85 (Tübingen 1963) S. 165.

<sup>21</sup> E. Kranzmayer, Laut- und Flexionslehre, S. 118ff.

<sup>22</sup> PBB. 85 (Tübingen 1963) S. 190.

<sup>23</sup> W. Meid, Der zweite zimbrische Katechismus, S. 129 u. 133.

<sup>24</sup> E. Kranzmayer, PBB. 85 (Tübingen 1963) S. 190.

<sup>25</sup> M. Hornung, Mundartkunde Osttirols, Wien 1964, S. 71f.

W. Meid – K. Heller<sup>26</sup> vertretene These, daß es sich hier um italienische Interferenzen handelt, ist wohl nicht hinreichend begründbar. Die Monophthongierung von mhd. *ou* (bair. *au*) > *o*, wie in mhd. *boum* zu zimbr. *pōme* ist auch im westtirolischen Herkunftstgebiet der Zimbern belegt und hat mit der Monophthongierung der obgenannten Laute wohl kaum etwas zu tun. In diesem Falle wären sicherlich auch andere deutsche Sprachinseln von dieser Erscheinung betroffen, wovon aber nichts zu beobachten ist.

#### Vokale im Nebenton

Die nebentonigen Vokale sind gemäß der gesamtbairischen Entwicklung in der Regel zu *-e* geworden. Auch ahd. *-ā* wurde im Plural durch Ausgleich mit dem Plural auf *-i* zu *-e*. Die schwachen Feminina blieben jedoch bei *-a*: *tsugga* 'Zunge', *māma* 'Muhme', 'Tante', *pāza* 'Base'. Die schwachen Maskulina haben im Zimbrischen der Sieben Gemeinden auslautendes *-o*: *okbo* 'Ochse', *hāno* 'Hahn'. Personsbezeichnungen wie *herre* 'Herr', *pube* 'Bub' haben das *-o* nicht bewahrt. Auch die romanischen Ortsnamen auf *-o* wurden auf *-e* eingedeutscht: *Zlège* 'Asiago'. E. Kranzmayer<sup>27</sup> meint, daß diese *-o* rekonstruiert seien aus flektierten Formen wie *\*hason* und verweist auf die Entwicklung im Wallis, wobei er auf K. Bohnenberger, Die Mundart der deutschen Walliser im Heimattal und in den Außenorten, Frauenfeld 1913, S. 191ff., Bezug nimmt. Die Annahme mancher Forscher, daß die italienischen Maskulina auf *-o* und die Feminina auf *-a* für das Auftreten von *-o* und *-a* bei schwachen Substantiven im Zimbrischen vorbildhaft gewesen seien, ist unwahrscheinlich, wenn man Gegenbeispiele wie *herre* oder *Zlège* in Betracht zieht, man vergleiche hierzu die ebenfalls vorsichtigen Äußerungen bei W. Meid – K. Heller<sup>28</sup>. J. A. Schmellers Entzücken über zimbrisch *māno* 'Mond' darf freilich auch nicht mit direkter Erhaltung althochdeutscher Verhältnisse in Verbindung gebracht werden.

Im übrigen gibt es im Zimbrischen eine Reihe volltönender Nebentonvokale, etwa (althair.) *o* aus ahd. *u, ū, o, ō* wie in *sprekχχolt* 'gesprenkelt', *prāχor* 'Brachet', 'Juni', *nāgon* 'nahe', *lōfoi* 'laufend' (Näheres siehe E. Kranzmayer<sup>29</sup>), wobei besonders die zahlreichen Ausgleichsformen zu beachten sind. Besonders auffällig ist im Zimbrischen die Entwicklung des althochdeutschen Präfixes *bi-* zu *bo-*. Sie steht im Südbairischen nicht vereinzelt da. Sie findet sich zum Beispiel auch im Gottscheerischen wie in *pokhāmon* 'bekommen', man vergleiche W. Tschinkel<sup>30</sup>. Das Vorkommen im Gottscheerischen und auch sonst im Südbairischen schließt wohl italienische Interferenz, wie sie W. Meid – K. Heller<sup>31</sup> hierfür annehmen, aus. Der Grund für die Verdampfung ist wohl im vorangehenden Labial zu sehen, eine verbreitete Erscheinung, die wie W. Meid – K. Heller anführen, auch im Toskanischen auftritt.

<sup>26</sup> Italienische Interferenzen in der lautlichen Struktur des Zimbrischen, SB. Wien 535, 7, Wien 1979, S. 57.

<sup>27</sup> Laut- und Flexionslehre, S. 128.

<sup>28</sup> Italienische Interferenzen, S. 68.

<sup>29</sup> Laut- und Flexionslehre, Nebentonige Vokale, S. 126-145.

<sup>30</sup> Wörterbuch der Gottscheer Mundart, I, Wien 1973, S. 44, wo auch auf Behandlung dieser Erscheinung bei P. Lessiak – E. Kranzmayer, Die deutsche Mundart von Zarz in Oberkrain, Weimar 1944, S. 145, hingewiesen wird.

<sup>31</sup> Italienische Interferenzen, S. 56.

## Konsonanten

Grundsätzlich findet sich im Zimbrischen die volle Durchführung der zweiten Lautverschiebung, was von vorneherein verschiedene abenteuerliche Herkunftstheorien aus nicht verschobenen germanischen Sprachen ausschließen sollte. Gewisse Störungen lassen sich jedoch im Sprachinseldialekt beobachten. Die deutsche Affrikata *pf* ist dem Italienischen fremd. Gelegentlich wird, in neuerer Zeit immer häufiger, das *pf* durch *f* ersetzt. Während E. Kranzmayer<sup>32</sup> reichlich Beispiele für *pf*, wie *pfingkosten* 'Pflingsten', *krapffo* 'Krapfen' vorlegt, ist dies bei U. Martello<sup>33</sup> nicht mehr der Fall: *finchesten* 'Pflingsten', *kroff* 'Kropf'. Die Affrikata *pf* kommt hier überhaupt nicht vor, sie wird ausnahmslos durch *f* ersetzt. Hier liegt eine Verfallerscheinung durch Einfluß der romanischen Umgebung vor.

Germ. *f* ist in Anlaut und Inlaut wie im Althochdeutschen *v*: *vaint* 'Feind', *oven* 'Ofen'. Im Auslaut tritt Verhärtung auf. Diese Bewahrung eines althochdeutschen und mittelhochdeutschen Zustandes findet sich in allen bairisch-österreichischen Sprachinseln. Stimmloses *f* scheint nur unter binnendeutschem oder italienischem Einfluß auf, man vergleiche E. Kranzmayer<sup>34</sup>. Neuerdings ist aber in Verbindung mit der dem Zimbrischen wie allen anderen bairischen Außenmundarten eigenen Entwicklung von germ. *w* > *b* (*bal* 'Wald') eine Konfusion im Bereich der Labiallaute eingetreten. Dies ist nicht so sehr in der Aussprache als vor allem in der Schreibung der Fall. Im Wörterbuch von U. Martello<sup>35</sup> werden unter *B* abwechselnd Wörter, die auf germ. *w* zurückgehen, wie *Baaga* 'Waage' und *Baago* 'Wagen' gemischt mit solchen, die auf germ. *f* zurückzuführen sind, wie *Baatar* 'Vater', *Baane* 'Fahne', als ob diese Laute zusammengefallen wären. In J. A. Schmellers Cimbrischem Wörterbuch werden sie noch wohl unterschieden. Auch in dem im Jahre 1985 erschienenen Nachtrag zu U. Martellos Wörterbuch<sup>36</sup> sind dieselben Vermischungen zu beobachten: *de gabinne bon beeme* statt ... *von beeme* ('von wem').

Völlige Verwirrung ist im heutigen Zimbrischen, vor allem wieder in den von mehr oder weniger gebildeten Personen verfaßten Texten, hinsichtlich der Zischlaute eingetreten. Für das Altbairische kann man mit J. Schatz<sup>37</sup> und E. Kranzmayer<sup>38</sup> mit vier Zischlautphonemen rechnen: *z*, *š*, *s* und *š*. Im Binnenland sind die zwischen *s* und *š* liegenden Laute geschwunden, ebenso in den moderneren Sprachinseln. Im Gottscheerischen wurden die Zwischenlaute unter slowenischem Einfluß zu *z* und *š* verändert. Im Zimbrischen der Sieben Gemeinden blieben sie erhalten, womit tatsächlich ein althochdeutscher Zustand gewahrt blieb.

Die beiden Affrikaten *tš* und *ts* wurden im Venezianischen in der Frikativa *β* vereinigt, so daß altvenezianisch \**kattβa* (ital. *cazza*) 'Schöpfkelle' zu *kafβa*, \**tsimbro* (ital. *cimbro*) 'Zimber aus den Sieben Gemeinden' zu *βimbro*, \**glattβa* (ital. *ghiaccia*) 'Eis' zu *džafβa* wurden. Diese Entwicklung griff auf den Ostteil der Sieben Gemeinden über, so daß mhd. *glatze*

<sup>32</sup> Laut- und Flexionslehre, S. 182 ff.

<sup>33</sup> Umberto Martello Martalar, Dizionario della lingua cimbra dei Sette Comuni vicentini, Roana o. J. (1974), S. 134 und 165.

<sup>34</sup> Laut- und Flexionslehre, S. 187.

<sup>35</sup> Dizionario, S. 103.

<sup>36</sup> U. Martello, Dizionario della lingua Cimbra dei Sette Comuni. Seconda parte, Roana 1985, S. 99.

<sup>37</sup> Altbairische Grammatik, S. 82.

<sup>38</sup> PBB. 85 (Tübingen 1963) S. 184.

'Glatze' *glafβa* lautet und ähnliches, man vergleiche E. Kranzmayer<sup>39</sup>, der diese Erscheinung ausführlich behandelt. Allmählich hat in den letzten Jahrzehnten sich dieser Lautwandel auf die Osthälfte der Sieben Gemeinden mit ihrem Kernpunkt Roana ausgedehnt. Man hört hier heute *βimbro* für 'Zimber', 'zimbrisch', während um das Jahr 1960 noch *tsimbro* üblich war, wie durch die von E. Kranzmayer und M. Hörnung hergestellten Tonaufnahmen (Phonogrammarchiv der Österreichischen Akademie der Wissenschaften) nachweislich ist.

Noch stärker sind die Einflüsse anderer romanischer dialektaler Entwicklungen der Dreizehn Gemeinden, man vergleiche E. Kranzmayer<sup>40</sup>.

## Flexion

Gegenüber dem Binnenbairischen ist die Erhaltung des Genetivs in den Mundarten der Sieben Gemeinden als eine besondere Alttertümlichkeit zu werten. Die Dreizehn Gemeinden und die zimbrischen Inseln im Trentino haben den Genetiv nicht bewahrt. E. Kranzmayer<sup>41</sup> hat Beispiele für den Genetiv in possessiver, partitiver, finaler und (veraltet) objektiver Verwendung zusammengestellt. So finden sich etwa: *der hut š vaters* 'der Hut des Vaters', *grai š vases* 'Gras eines Fußes (fußhoch Gras)', *di kzeptro der mlze* 'Kammer für die Milch (in der Käsehütte)' und so weiter. Diese Bewahrung des Genetivs ist zwar im Rahmen der Mundarten eine Alttertümlichkeit, nicht aber im Vergleich mit der deutschen Schriftsprache. Jedenfalls gibt uns die Erhaltung des Genetivs keine Handhabe dazu, das Zimbrische als „althochdeutsch“ zu klassifizieren.

In der Konjugation der Verben gibt es ebenfalls einige besondere Alttertümlichkeiten. Dazu gehört die Erhaltung des Gerundiums. Die althochdeutschen Lautungen *-annes*, *-anne* beim starken Verbum haben bei den Verben mit *j*-Präsens ein umgelautes Gegenstück *-ennes*, *-enne*, doch kommt es im Altbairischen frühzeitig zum Ausgleich mit den Formen der starken Verben auf *-annes*, *-anne*<sup>42</sup>. Beim Übergang zum Mittelhochdeutschen tritt dann allmählich die Abschwächung auf *-ennes*, *-enne* ein. Diese „vollen“ Lautungen werden im Zimbrischen zu *-av*, *-an*, während der Infinitiv die Endung *-en* aufweist. Dies zeigt sich deutlich in der dem Schmellerschen Wörterbuch beigegebenen kurzen Grammatik<sup>43</sup> und ebenso in E. Kranzmayers Laut- und Flexionslehre<sup>44</sup>. Dort finden sich unter anderem folgende Beispiele für das Gerundium: *top iso šraiban* 'um zu schreiben', *s üt šraibans* 'es genügt des Schreibens'. Ferner dient *in* + Gerundium der Umschreibung gleichzeitiger Nebensätze mit 'während': *ij genan hōm* 'beim Heimgehen'. E. Kranzmayer vermerkt auch, daß das Gerundium derartige Verbreitung hat, daß es sich auf den Infinitiv „ausdehnt“, ihn also von *-en* auf *-an* umbildet. Dies zeigt sich in neueren zimbrischen Texten, wie auch im Wörterbuch von U. Martello<sup>45</sup>, der zum Beispiel *gheban* für 'geben' ansetzt und die Normalform des Infinitivs gar nicht mehr angibt. Manche Forscher wollen in der Erhaltung des Gerundiums und im relativ

<sup>39</sup> PBB. 85 (Tübingen 1963) S. 185 f.

<sup>40</sup> PBB. 85 (Tübingen 1963) S. 186.

<sup>41</sup> Laut- und Flexionslehre, S. 223 f.

<sup>42</sup> J. Schatz, Altbairische Grammatik, S. 166 f.

<sup>43</sup> J. A. Schmeßer, Die Cimbern, S. 58.

<sup>44</sup> S. 275.

<sup>45</sup> Dizionario, S. 141.

häufigen Gebrauch desselben einen Italianismus sehen. Dem ist entgegenzuhalten, daß das Gottscheerische keinen italienischen Einfluß kennt und dennoch das Gerundium auf *-ß* im Genetiv und *-on* im Dativ erhalten hat; das Zarzerische hat die Gerundiumform auf *-an*.

Sicherlich ist der dem Zimbrischen eigentümliche Gebrauch des Partizipium Präsens aus seiner deutschen Vergangenheit mitgebracht; möglicherweise wurde er durch die im Italienischen übliche Verwendung des gerundio als Vertretung eines Nebensatzes gestützt. Bei E. Kranzmayer<sup>26</sup> findet sich das Beispiel: *helfantōn hattar dorissei hōzen* 'während er half, zerriß er sich die Strümpfe'. Beispiele dieser Art gibt es vor allem in zimbrischen Sprichwörtern, die in den verschiedenen zimbrischen Wörterbüchern gesammelt wurden. E. Kranzmayer war der erste, der die aus Foza und Asiago auf *-ien*, die aus Roana und Rotzo auf *-anten* endenden Partizipien des Präsens im Zimbrischen als Adverbien identifizierte. Hier ergibt sich wieder ein direkter Zugang zum Althochdeutschen, das eine adverbelle Form des Partizip Präsens kennt: *quhedant leogando = dicunt mentientes* im Isidor. H. Paul – H. Stolle<sup>27</sup> betonen, daß im Althochdeutschen und Mittelhochdeutschen jede Verbhandlung durch eine Konstruktion mit dem Partizip Präsens umschrieben werden konnte, daß aber im Neuhochdeutschen sich diese Konstruktion auf Fälle beschränkt, in denen das Partizip seinen verbalen Charakter verloren und einen adjektivischen angenommen hat. In den bairisch-österreichischen Binnenmundarten des Mittelbairischen sind Konstruktionen mit dem Partizip Präsens häufig: *wänendō is-se aena khuma* 'weinend ist sie hereingekommen'. Häufig wird auch ein *qesv* (mhd. *also*) vorausgeschickt: *qesv wänendō hōw i se gfundn* 'weinend habe ich sie vorgefunden'. Gewöhnlich wird diese flektierte Form als Nominativ Maskulinum des starken Adjektivs interpretiert, das jedoch erstarrt auch für das Femininum und für den Plural angewendet wird. Man denkt dabei an adjektivische dialektale Konstruktionen des Mittelbairischen, wie *qesv noßv is v aenokhuma* 'durchnäßt ist er hereingekommen', wozu sich im Mittelhochdeutschen Parallelen finden, etwa in Walthers Tegernseer Gedicht: *also nazzet muost ich von des münches tische scheiden*<sup>28</sup>. Es ist aber nicht auszuschließen, daß die mittelbairische Partizipialkonstruktion auf dem Adverb beruht, da hier mhd. *-en* und *-er* dialektal in *-v* zusammengefallen sind. Jedenfalls ist die von K. Heller<sup>29</sup> angesetzte Interferenz mit dem italienischen gerundio nicht ohne weiteres zu akzeptieren. Vielleicht ist nur die von K. Heller angesprochene Möglichkeit, daß der verkürzte Nebensatz und der Hauptsatz jeweils verschiedene Subjekte haben, auf Einwirkung des Italienischen zurückzuführen.

Das im Zimbrischen zum Partizip Präsens umgebildete Adjektiv geht auf *-ot* aus, das sich mit E. Kranzmayer<sup>30</sup> auf *\*ōnte* zurückführen läßt. Beispiele sind unter anderem: *ōttot* 'hinkend', *vōrtot* 'furchtsam'. Beim Adjektiv fällt auch als besonders altertümlich die Steigerung auf: *alt – eltōt – eltōrt* (veraltet *eltišt*). Es sind also aus ahd. *ōr, ōst* entwickelte kurze *o* erhalten. Diese Besonderheit teilt das Zimbrische mit der Sprachinsel Gottschee, während das beherrschte Ötztal und das konservative Pustertal immerhin *-a(r)* aus *-ōr* aufweisen. Wieder haben wir es mit verschiedenen dem Zimbrischen eigenen Altertümlichkeiten zu tun.

<sup>26</sup> Laut- und Flexionslehre, S. 276.

<sup>27</sup> Kurze deutsche Grammatik, 3. A. Tübingen 1951, S. 308 Anm. 3.

<sup>28</sup> Die Lieder Walthers von der Vogelweide, I, herausgegeben von E. Maurer, ATB 43, 4. A. Tübingen 1974, S. 70.

<sup>29</sup> Syntaktische Einflüsse des Italienischen im Zimbrischen, *Incontri linguistici* 2, Trieste 1975, S. 173.

<sup>30</sup> Laut- und Flexionslehre, S. 276.

Einzigartig unter den übrigen bairischen Mundarten ist die Tatsache, daß das Zimbrische bei starken wie bei schwachen Verben den Indikativ des Präteritums, der ja im Oberdeutschen schon seit vier Jahrhunderten aus der Alltagssprache geschwunden ist, erhalten hat. Das Zimbrische steht damit in seiner Altertümlichkeit der deutschen Hochsprache nahe. Bei den starken Verben kommt es oft zu einem Ausgleich im Stammvokal zwischen Singular und Plural, also *rit, rīten* für mhd. *reit, rīten*, aber auch zu sekundärer Anlehnung an die schwachen Verben: *gap(ie)* 'gab', *zax(ie)* 'sah'. Das Verb *kyōden* (ahd. *quōdan*) 'sagen' lautet im Präsens: *kyūde, kyūse, kyūr*; im Präteritum Indikativ: *kyōte*, im Präteritum Konjunktiv: *kyōte*. Das Partizip Präteritum *kyōt* zeigt so wie die starken Partizipien des Präteritums überhaupt Verschmelzungstendenz mit den schwachen Partizipien des Präteritums: *ger* 'gegeben', *gant* 'gegangen', *gubort* 'geworfen'. Bemerkenswerterweise finden sich im Katechismus von a. 1602 noch starke Partizipien des Präteritums: *empfanghen, gheporn, bograben*; denen heute *impfant, gaport, wograp* gegenüberstehen<sup>31</sup>. Es handelt sich um jene Vereinfachungen des Systems, denen wir in Sprachinselmundarten immer wieder begegnen können<sup>32</sup>. Sie beruhen auf Anlagen, die im Binnenland belegbar sind, wie im Bairischen verbreitetes *gwest* für 'gewesen'. Auch den umgekehrten Ausgleich gibt es: *gehairaten, gegaegen* 'geheiratet', 'geegigt' in der Sprachinsel Pladen, wo ebenfalls eine Anlage dazu aus dem heimatischen Ostpustertal mitgebracht worden war.

#### Syntax

Schon J. A. Schmeller hat erkannt, daß das Zimbrische in syntaktischer Hinsicht stark unter dem Einfluß des Italienischen steht. Auch J. Bacher<sup>33</sup> geht in seinem Lusernbuch auf den vom Italienischen abhängigen zimbrischen Satzbau ein. Besonders auffallend ist die Ausklammerung des Objekts: *dōr Primo is gant in balt* 'der Primo ist gegangen in den Wald'. J. Bacher weist jedoch darauf hin, daß derartige Konstruktionen im Mittelhochdeutschen nicht nur in der Poesie sondern auch in der Prosa üblich waren und führt hierzu Beispiele an<sup>34</sup>. Es darf auch daran erinnert werden, daß die Ausklammerung des Objekts charakteristisch ist für das Judendeutsche und wohl auch hier als ein Rest älterer deutscher Ausdrucksweise verstanden werden kann. Letztlich ist dies alles bisher zu wenig untersucht, um sich ein wirklich schlüssiges Urteil bilden zu können. Verwiesen sei auf die einschlägigen Arbeiten von Karin Heller (man vergleiche Anmerkung 49).

<sup>31</sup> E. Kranzmayer, Laut- und Flexionslehre, S. 279.

<sup>32</sup> M. Hornung, Die Bedeutung der Sprachinselnkunde für die Erforschung der mundartlichen Verhältnisse im binnendeutschen Raum, ZMF 32 (1965) S. 274ff.

<sup>33</sup> Die deutsche Sprachinsel Lusern, Innsbruck 1905, Nachdruck mit Vorwort von M. Hornung, Wien 1976; zur Syntax vergleiche man S. 197ff.

<sup>34</sup> Ebenda, S. 198.

Wortschatz

Der Wortschatz des Zimbrischen ist eingebettet in die großen Bereiche des Oberdeutschen wie des Bairischen. Die bairischen Kennwörter<sup>55</sup> sind hier zum größten Teil erbringlich. Besondere Altertümlichkeiten werden vielfach mit anderen südbairischen Sprachinseln geteilt, etwa *köden* 'sprechen' (ahd. *quēdan*) mit Zarz und Gottschee; man vergleiche hierzu eine einschlägige Studie von M. Hornung<sup>56</sup>. Teilweise findet zimbrischer Wortschatz sein einziges Gegenstück im Nordgermanischen, etwa *mēl* 'kleiner Berg' (an. *mēl* 'Sandhügel'). E. Kranzmayer<sup>57</sup> hat den dem Zimbrischen der Sieben Gemeinden gegenüber dem der Dreizehn Gemeinden und Luserns allein zugehörigen Wortschatz zusammengestellt. Hier findet sich etwa *drossa* 'Kehle', das dem ahd. *drossa* genau entspricht. Vieles davon läßt sich jedoch im Althochdeutschen nicht erbringen. Es wäre verfehlt, den zimbrischen Wortschatz wegen solcher Einzelbeispiele als „althochdeutsch“ qualifizieren zu wollen.

Zusammenfassung

Das Zimbrische ist die älteste erhaltene Außenmundart des deutschen Sprachraums. Sie wurde von Westtirol und angrenzenden Gebieten Bayerns um a. 1100 zunächst auf das Plateau von Asiago (Provinz Vicenza) verpflanzt. Die dort ausgebildete Mundart der sogenannten Sieben Gemeinden zeigt in mehrfacher Hinsicht ältere Züge als die der später entstandenen Dreizehn Gemeinden (Provinz Verona) und der Tochttersiedlungen im Trentino, von denen Lusern noch gut erhalten ist. So verführerisch manche Lautungen und Wortformen dies auch suggerieren würden, kann das Zimbrische nicht als althochdeutsch im engeren Sinne angesprochen werden. Es weist althochdeutsche, mittelhochdeutsche und neuhochdeutsche Züge auf und ist von italienischen Interferenzen stark durchsetzt. Das Zimbrische ist für Germanisten wie für Vertreter der allgemeinen Sprachwissenschaft äußerst lehrreich. Bedauerlicherweise wurde es auch zum Tummelplatz nationalistischer Leidenschaftlichkeit verschiedener Seiten. Man kann jedoch in ihm, wenn man so will, auch einen Ort europäischer Sprachbegegnung sehen.

<sup>55</sup> E. Kranzmayer, *Die bairischen Kennwörter und ihre Geschichte*, Wien 1960; E. Kranzmayer, *Laut- und Flexionslehre*, S. 9.

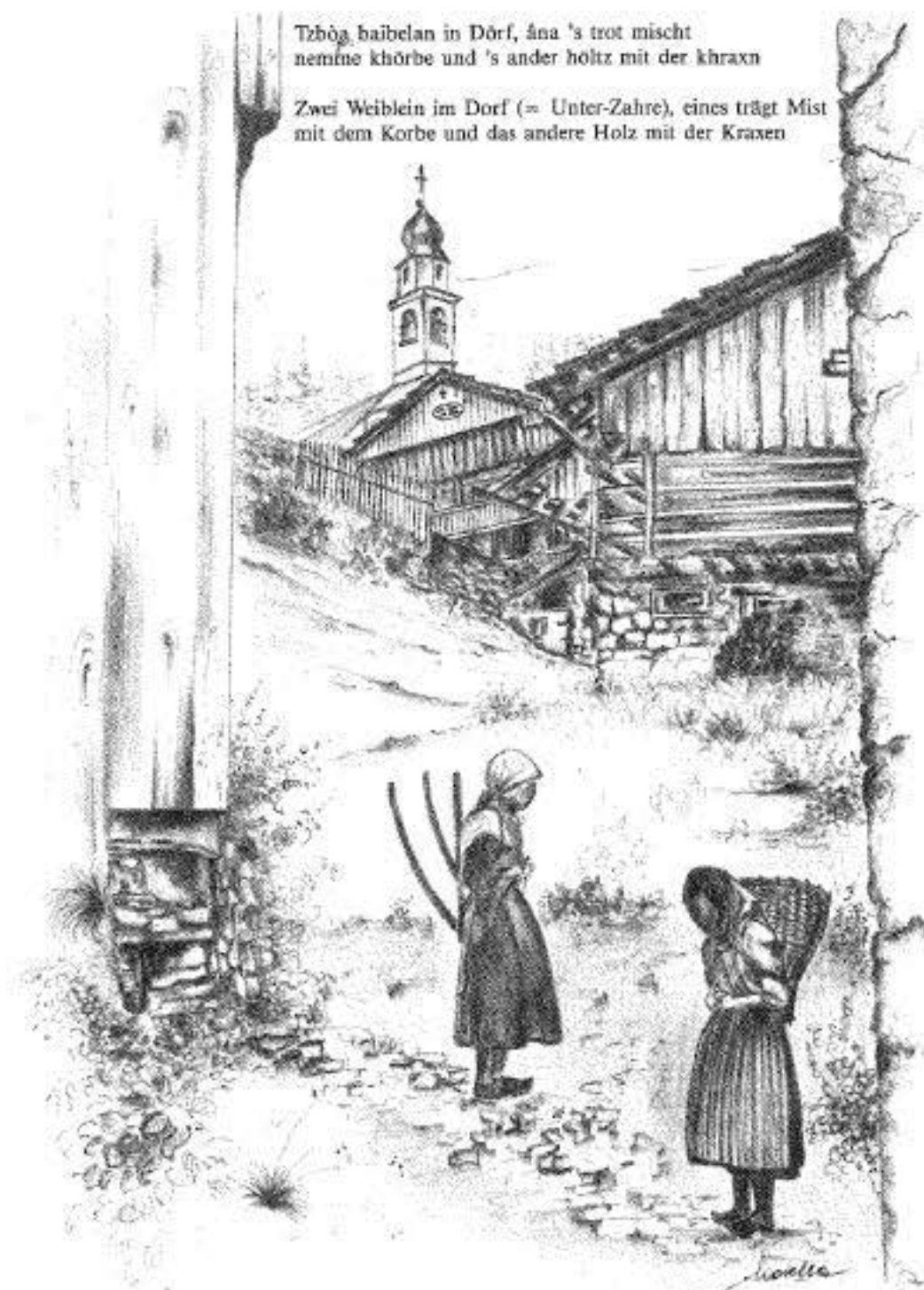
<sup>56</sup> *Alte Gemeinsamkeiten im speziellen Wortschatz südbairischer Sprachinseln*, in: *Studia Linguistica et Philologica*, Festschrift für K. Matzel zum 60. Geburtstag, Heidelberg 1984, S. 325ff.

<sup>57</sup> *Laut- und Flexionslehre*, S. 12.

Nachbemerkung

Die phonetische Transkription erfolgt nach dem System der Wiener mundartkundlichen Schule (man vergleiche Wörterbuch der bairischen Mundarten in Österreich, Beiheft 1, Wien 1971, S. 10). Besonderheiten sind: *z*, *s*, *β* sind Zwischenlaute zwischen *z*, *s*, *β* und *z*, *s*, *β*; *χ* wird für die gutturale Fortisfrikativa gesetzt.

aus: Althochdeutsch In Verbindung mit Herbert Kolb · Klaus Matzel · Karl Stackmann  
herausgegeben von Rolf Bergmann · Heinrich Tiefenbach · Lothar Voetz



Tzbòg haibelan in Dòrf, ãna 's trot mischt  
nemfue khörbe und 's ander holtz mit der khraxn

Zwei Weiblein im Dorf (= Unter-Zahre), eines trägt Mist  
mit dem Korbe und das andere Holz mit der Kraxen

Zeichnung von Novella Petris

# Die Oberpfalz

Heimatzeitschrift für den ehemaligen Bayerischen Nordgau

Monatsschrift für Geschichte, Schrifttum, Volks- und Heimatkunde

Begründet 1907 von J. B. Laßleben † - Herausgegeben von Erich Laßleben

77. Jahrgang

Heft 4

## Johann Andreas Schmeller und die bairischen Sprachinseln in Oberitalien

Von Richard J. Brunner

Am Anfang der Sprachinselforschung steht Johann Andreas Schmeller (1785—1852) mit seiner Schrift „Über die sogenannten Cimbern der VII und XIII Communen auf den Venedischen Alpen und ihre Sprache“<sup>1</sup>.

Der Kürbenzäunersohn aus Tirschenreuth und Ehrenmitglied (1844) des Historischen Vereins von Oberpfalz und Regensburg ist in Fachkreisen allgemein bekannt und berühmt als der Begründer der deutschen Mundartforschung, als der Schöpfer des Bayerischen Wörterbuches (1827/37), als Editor mittelalterlicher Sprachdenkmäler, als Bibliothekar und Ordner der in der Münchner Staatsbibliothek nach der Säkularisation 1803 aus 150 altbayerischen und schwäbischen Kloster- und Stiftsbibliotheken angesammelten ca. 25 000 Handschriften und Beschreiber ihres Bestandes, was als die größte bibliothekarische Leistung aller Zeiten bezeichnet wird.

Im Lebenswerk des großen bayerischen Philologen und Bibliothekars wird einer Komponente seines vielseitigen Schaffens sehr wenig (wenn überhaupt) Beachtung geschenkt. Sie betrifft die bairische Mundart der sog. Zimbern, die zu Schmellers Lebzeiten noch von Deutschen gesprochen wurde. Sein bleibendes Verdienst ist es, das Idiom dieser südlichsten deutschen Sprachinsel in Oberitalien der germanistischen Forschung zugänglich gemacht zu haben.

Die zimbrische Phase in Schmellers Gelehrtenleben gehört als Zweig jener Mundart, die stets im Mittelpunkt seiner wissenschaftlichen Bemühungen stand, der bairischen Komponente seines Schaffens an. Über vierzig Jahre lang verfolgte er, auch wenn materielle Abhängigkeiten und bibliothekarische Dienstgeschäfte die Reisen zu den merkwürdigen Deutschen, über die man soviel Widersprüchliches schrieb und so wenig Genaueres wußte, immer wieder verzögern bzw. zu kurz ausfallen ließen, seinen im Alter von 26 Jahren gefaßten Vorsatz. Vielleicht ist es seiner Freude oder seinem Stolz zu verdanken, ihn dennoch realisiert zu haben, daß er über zwei Aufenthalte in den VII und XIII Comuni sehr ausführlich berichtet. Er hat alle Ereignisse und Erlebnisse nicht nur regelmäßig in seine Tagebücher eingetragen, sondern Auszüge aus ihnen (oft in ab-

1. Gelesen in der ersten Classe der k. Akademie der Wissenschaften am 8. März 1834. (Denkschriften der Akademie 15 — Abhandlungen der philosophisch-philologischen Klasse 2) 1837/38, 555—708.

weichender oder ergänzender Fassung) in die akademischen Beiträge übernommen. Diese Berichte schildern die landschaftlichen Besonderheiten, seine deutschen und italienischen Begleiter, gastlichen Förderer und besonders die vielen, oft langen „zimbrischen Verhöre“ unterzogenen Gewährsleute (darunter Geistliche und Staatsdiener) und schließlich die von ihm angewandte Methode zur Aufnahme der einheimischen Sprachreste. Wir sind also über den äußeren Verlauf beider Reisen hinreichend informiert. Nicht vollständig freilich, weil Schmellers Briefwechsel mit seinen zimbrischen Beitragern und Materiallieferanten sowie seinem Nachfolger Bergmann größtenteils verschollen oder verloren ist. Vom wissenschaftlichen Ertrag, der jeweils den besonderen Teil beider Arbeiten bildet, verlaute in den Tagebüchern keine Silbe.

„Mir war als hörte ich Klänge des neunten Jahrhunderts.“<sup>2</sup> „Die Sprache war bald wälsch, bald — zu meiner größten Freude — ein unabgefragtes freyes frankes Deutsch in vollständigen Sätzen, die ich jedoch nur theilweise begriff. Als wir die Hochebene erreichten, der Vollmond uns in seinem ganzen Glanze entgegenschien, und Capo Antonio ausrief: Der Mano leuchtet aso hüesch! war mir als sey ich hinauf gestiegen in das Land und in die Zeit der Minnesinger, ja in die der Notkere und Otfride.“<sup>3</sup> So beschreibt Schmeller seinen Eindruck, als er 1833 zum ersten Mal über Lafraun und das Asticotale in die VII und XIII Gemeinden zu den „sogenannten Cimbern“ wanderte, jenem merkwürdigen Völkchen bairisch-tirolerischen Stammes, um dessen Herkunft sich zahlreiche Fabeln und Legenden ranken. Italienische Frühhumanisten des 14. Jahrhunderts gingen von der Fiktion aus, es handle sich hier um Nachkommen der 101 vor Christus von Marius bei Vercellae in der westlichen Poebene geschlagenen altgermanischen Kimbern, die sich — wie sinnvoll — ausgerechnet am anderen Ende der Poebene in die Berge gerettet hätten. Ihr ihnen bis heute gebliebener Name ist also eine volkstümliche, wissenschaftlich nicht befriedigende Bezeichnung. Sie setzte sich erstaunlicherweise durch, während andere Hypothesen von der rätischen, gotischen, alemannischen oder langobardischen Herkunft dieser Deutschen wieder verschwanden. Im Volksmund wurde daher diese bairische Sprachinsel seit jeher als Terra Cimbra bezeichnet.<sup>4</sup>

Zwischen den Flüssen Astico und Brenta in der alpinen Hochebene von Verona und Vicenza gelegen, wurde diese südlichste deutsche Sprachinsel im Laufe des Mittelalters von Bayern, Schwaben, Tirolern besiedelt und ging nach dem Ersten Weltkrieg allmählich unter. Sie bildete, obgleich siedlungsmäßig aufs engste zusammengehörig, weder mundartlich noch geschichtlich einen homogenen Körper, sondern gliederte sich in zwei Gemeinden. Die kleineren Tredecim Comuni (Dreizehn Gemeinden) im Westen gehörten zur Region Verona, die größeren Sette Comuni (Sieben Gemeinden) im Osten hatten ihren Mittelpunkt in Vicenza.

Die Schicksale beider Gemeinden verliefen in der fast tausendjährigen Geschichte ihres Bestehens natürlich in weitgehender Abhängigkeit von der Geschichte der beiden Provinzen. Ihre Hochblüte erlebte die Terra Cimbra ohne Zweifel unter dem Patronat der Republik Venedig, die während ihres 400jährigen Bestandes (Beginn der venezianischen Herrschaft 1404; 1797 Besetzung durch Napoleon) die Bewirtschaftung des zimbrischen Berglandes begünstigte und ihren Bewohnern weitgehende Selbstverwaltung mit vorteilhaften Privilegien einräumte. Der wirtschaftliche und sprachliche Niedergang beider Gemeinden setzte im 19. Jahrhundert mit dem Aufkommen des italienischen Selbstbewußtseins, der Abwanderung der Zimbern aus wirtschaftlichen Gründen, der Einführung der allgemeinen Schulpflicht, der Aufhebung des Mischehenverbotes und nicht zuletzt durch

2. Ebenda S. 594.

3. Schmeller, J. A.: Tagebücher 1801—1852. Hrsg. von Paul Ruf. 3 Bde. München 1954—1957 (= Schriftenreihe zur bayerischen Landesgeschichte 47, 48, 48a) Bd. 2, S. 173 f.

4. Vgl. dazu W. Baum: Geschichte der Zimbern. Curatorium Cimbricum Bavarense (Landshut) 1983 und B. Wurzer: Die deutschen Sprachinseln in Oberitalien, 4. Aufl. Bozen 1977.

das Ausbleiben katholischer Pfarrer aus dem bairischen Sprachgebiet ein, um nur die wichtigsten Ursachen des Verfalls zu nennen.

Der Grundstock dessen, was wir heute über die beiden Comuni wissen und hier in groben Umrissen anzudeuten versuchten, haben wir Schmeller zu verdanken. Er hatte als armer Hauslehrer in Basel durch zwei Beiträge in alten Jahrgängen von Büschings Magazin (1771, 1774) zum erstenmal im Jahre 1811<sup>5</sup> von diesem „Völkchen“ erfahren und war so beeindruckt, daß er beschloß, sich über dessen Sprache nähere Kenntnisse zu verschaffen. Ehe er seinen Wunsch in die Tat umsetzen konnte, vergingen allerdings 22 Jahre. Im Herbst (14. September bis 26. Oktober) 1833 brach er zum erstenmal in die Terra Cimbra auf, wobei er sich aus Zeitmangel auf die VII Comuni beschränken mußte. Das Bild, das er sich von Land und Leuten gemacht hatte, fesselte ihn derart, daß er elf Jahre später, 1844, eine zweite Reise, wieder in den Ferien, in die XIII Comuni unternahm. Eine dritte geplante Reise scheiterte an dem Unfall auf dem Jaufenpaß.

Die wissenschaftliche Ausbeute seiner Beobachtungen und Erkenntnisse hat Schmeller in drei großen Publikationen<sup>6</sup> niedergelegt, die Geographie, Geschichte, Sprache, Wortschatz, Schrifttum und Volkskunde der beiden Gemeinden enthalten. Sie bilden das wissenschaftliche Compendium der Zimbernforschung. Wie umfassend Schmeller arbeitete, ist auch daraus zu ersehen, daß die Arbeiten deutscher und österreichischer Germanisten nach ihm nur ergänzen und vervollständigen, was er begonnen hatte.

Das Ergebnis seiner Bemühungen war die erste Grammatik einer deutschen Inselfsprache in der Geschichte der Germanistik, die damals (mit J. Grimm an der Spitze) noch in ihrer Frühperiode stand. Die gesamte Sprachinselforschung geht noch heute, wenn auch mit technisch verfeinerten Mitteln, nach Schmellers Prinzip vor.

Um das versprochene Wörterbuch nachliefern zu können, unternahm Schmeller vom 9. September bis 3. November 1844 die zweite Reise zu seinem Völkchen, wie er schreibt. Sie war besser vorbereitet, dauerte wesentlich länger und konzentrierte sich auf Orte der XIII Comuni. Schmeller benötigte vor allem den Wortschatz zur Ergänzung seines Materials, während er der Grammatik weniger Aufmerksamkeit schenkte. Das erarbeitete Sprachmaterial lieferte ihm wieder seine Methode durch Forschen nach alten Büchern und Befragung sprachsicherer Gewährleute. Die Resultate dieser Reise legte Schmeller 1851 der Akademie vor. Der Beitrag<sup>7</sup> — ohne eigentlichen Titel — ist wesentlich kürzer als der erste und erschien auch nicht in den Abhandlungen der Bayerischen Akademie. Zudem befaßte er sich fast ausschließlich mit dem Wörterbuch. Nicht ganz fehlen Bemerkungen zur Geschichte und zur allgemeinen Situation der Sprachinseln, deren seit elf Jahren fortgeschrittenen Verfall er deutlich wahrnimmt. Nicht unerwähnt sollen Schmellers Beiträge zur Zimbernliteratur bleiben, deren älteren Teil er nicht auf einmal zu Gesicht bekam und auswerten konnte. Ganz zum Schluß des Vortrags legt Schmeller das fertige Wörterbuch vor, unzufrieden — wie mit dem wissenschaftlichen Material zur Grammatik — auch mit ihm, weil so manches noch fehlte.

Diesen Nachtrag hatte sich Schmeller durch eine dritte Reise zu den Zimbern 1847 verschaffen wollen, an der er jedoch durch den Unfall auf dem Jaufenpaß verhindert wurde. So blieb ihm nichts anderes übrig, als das Wörterbuch mit Lücken abzuschließen.

Die Ausgabe legt Schmeller noch zu seinen Lebzeiten (Februar 1852) in die Hände seines Wiener Kollegen Bergmann, den man mit einigem Recht als Schmellers unmittel-

baren Nachfolger bezeichnen kann. Die beiden hatten sich 1837 in München persönlich kennengelernt und standen seitdem miteinander in Briefwechsel. Mit Schmellers Rat schlägen und Empfehlungen versehen, unternahm Bergmann 1847 eine Reise zu den Zimbern. Also drei Jahre nach Schmellers letztem Besuch.

Das Werk erschien 1855 im Wiener Akademieverlag<sup>8</sup>. Seine beiden Teile, die Einleitung des Herausgebers und Schmellers Idiotikon, bilden eigentlich zwei selbständige Arbeiten. Es ist anzunehmen, daß das Wörterbuch — hätte Schmeller die Publikation noch erlebt und den Druck überwachen können — in dieser Form kaum erschienen wäre. Die Einleitung hat (so wertvoll ihr Inhalt mit der ständigen Bezugnahme auf den Lehrmeister in München auch ist) mit dem Wörterbuch selbst wenig zu tun. Man könnte sagen, daß Bergmann die günstige Gelegenheit zu einer großen Selbstdarstellung in Schmellers Windschatten benutzte. Darüber scheint er seine redaktionelle Aufgabe vergessen zu haben.

Auf die kurze Skizze über Schmellers Leben und Wirken folgt die Editions-geschichte des Idiotikons. Damit hat es auch sein Bewenden. Die weiteren Seiten füllen Bergmanns eigene Arbeiten über das Zimbrische in Auszügen nach deren Drucken. Da sie Schmellers Forschungen im allgemeinen fortsetzen und mitunter ergänzen, gebührt ihnen ohne Zweifel ihr Wert. In dieses Urteil sei auch die kleine Anthologie mit Liedern und Sprichwörtern der Zimbern einbezogen. Dennoch hat dies alles wenig mit dem Wörterbuch zu tun. Bergmann erinnert sich seiner Pflicht nur noch einmal in den lakonischen Vorbemerkungen, die lediglich aus 18 Anmerkungen bestehen. Diese sind meines Erachtens etwas unklar; sie scheinen auch nicht konsequent angewendet zu sein. Vor allem bestätigen sie jedoch Bergmanns Eingriffe in Schmellers Manuskript. Es hat sich bisher noch niemand der Mühe unterzogen, diesen Interpolationen im regionalen und historischen Teil des Wörterbuches nachzugehen, um festzustellen, in welcher Anzahl sie vorkommen. Nun ist zwar Schmellers Druckvorlage noch nicht gefunden, doch befinden sich in seinem Nachlaß die fünf alphabetisch geordneten und gebündelten Zettelkasten zu dem Wörterbuch<sup>9</sup>.

Das erste, was Schmeller an Ort und Stelle sogleich bestimmte, war das sprachliche Alter des Zimbrischen. Da in beiden Gemeinden „Eis, Haus, Häuser“ statt „Is, Hus, Hüser“ gesprochen wurde, konnte es sich nach der stattgefundenen Diphthongisierung nur um frühes Neuhochdeutsch bairischer Lautung und Lexik handeln; das bereits im 12. Jahrhundert (entgegen der konservativeren Buchsprache) einsetzt. Ebenso rasch konnte er dem Zimbrischen seinen Platz im Gefüge der deutschen Mundarten zuordnen. Die Testwörter Fasching, Fürtuch (Schürze), Kuchel, Kranewit (Wacholder), Lacke (Pflütze), Pfeit (Hemd), Pfinztag (Donnerstag), Sage(l), (Säge) usw. ergaben eine typische Liste nur im Bairischen vorkommender Ausdrücke.

Niemand wird noch haje (Kind), kartag (Gefälligkeit), kudän (sagen), moatzen (essen), megaln (heiraten), maus (Muskel) und dergleichen Ausdrücke verstehen. Schließlich hatte sich schon im Laufe von 600—700 Jahren das Italienische in die Mundart eingedrängt. Im Wortschatz fehlten so gut wie alle deutschen Bezeichnungen für die im Lauf der Jahrhunderte hinzugekommenen Sachen und Begriffe. Sehr störend wirkte sich zudem die völlig romanisierte Satzmelodie aus, die Schmeller beim ersten Hören sehr befremdete und dem Verständnis Schwierigkeiten bereitete. Im Gegensatz dazu nahmen sich die lautlichen Interferenzen aus dem Italienischen bescheiden aus.

Der bairische Zug in Gebiete südlich der Alpen setzte bereits im 7. Jahrhundert im Anschluß an die langobardische Herrschaft ein und riß für längere Zeit nicht ab. Vor

5. Johann Andreas Schmeller: Die Teutschen um Verona und Vicenza (Miscellen für die Neueste Weltkunde 2) Aarau 1811, 365—366.

6. Siehe Johann Andreas Schmeller: Die Cimbern der VII und XIII Communen und ihre Sprache. Curatorium Cimbricum Bavarense (Landshut) 1984.

7. Vortrag (bzw. 2. Bericht) über die alterthümliche deutsche Mundart der sogenannten Cimbern der VII und XIII Comuni, unter Vorlage der zum Druck bereinigten Handschrift des cimbrischen Wörterbuchs. Erstattet in der Sitzung der philosophisch-philologischen Klasse vom 15. November 1851. (Gelehrte Anzeigen 34) 1852, Sp. 37—47; 49—54; 380 [ohne Abdruck].

8. Cimbrisches Wörterbuch oder Wörterbuch der deutschen Sprache, wie sie sich in einigen der VII und der XIII Gemeinden auf den Alpen von Vicenza und von Verona erhalten hat. (Sitzungsberichte der kaiserl. Akademie der Wissenschaften Wien. Philosophisch-Historische Classe 15) 1855. Einleitung von Joseph Bergmann, S. 60—159, 2 Kt.; Wörterbuch S. 165—274 [Manuskript abgeschlossen am 22. 8. 1851] s. Anm. 6.

9a. Schmelleriana XII. 36.b in der Bayer. Staatsbibliothek München.

allem bildeten sich enge Beziehungen zu Verona (Bern) und Vicenza (Wisentain) heraus. Auf dem Reichstag zu Augsburg von 942 wurde das Herzogtum Friaul, zu dem Verona als Markgrafschaft gehörte, den Bayern zugeschlagen, bis zum Ende der Stauferzeit saßen überwiegend deutsche Bischöfe in Verona und Vicenza. In diese Periode fällt auch das älteste Zeugnis über die Cimbern, das Schmeller 1850 in einem lateinischen Codex der Bayerischen Staatsbibliothek aus ehemals Benediktbeuerner Besitz entdeckte<sup>9</sup>. Diese wichtige Nachricht aus dem 11. Jahrhundert enthält eine glänzende Rechtfertigung von Schellers Altersbestimmung des Zimbrischen nach rein sprachlichen Gesichtspunkten. Sie berichtet nämlich, daß zwischen 1053 und 1063 wegen der in Bayern herrschenden Hungersnot zahlreiche leibeigene Familien des Klosters (etwa 150—240 Personen) aus dem Einzugsgebiet von Würm und Amper nach Verona auswanderten, wo sie von dem dortigen aus Ulm stammenden Bischof Walther, einem Freund des Beuerner Abtes Godehelm, auf den Bergen über Verona (also im Gebiet der XIII Gemeinden) angesiedelt wurden. Schmeller nimmt mit Recht ergänzend an, daß diesen Siedlern noch weitere im 11. und 12. Jahrhundert folgten, weil für diese Zeiten mehrere andere Hungersnöte im südlichen Deutschland belegt sind. Wahrscheinlich kamen nicht nur Bayern, sondern ebenso Schwaben und Tiroler, was phonetische Eigenheiten des Zimbrischen vermuten lassen. Natürlich dokumentiert das keineswegs die gesamte Besiedlung der XIII Kommunen, denen die historische Priorität vor den VII eingeräumt werden darf, sondern nur einen gewissen Anfang. Nichtsdestoweniger müssen die hörigen Siedler des Klosters Benediktbeuern als die Stammväter dieser „Zimbern“ betrachtet werden.

Im Zuge weiterer Zuwanderungen aus den genannten Gebieten, so begann um 1200 die Kolonisation und Besiedlung der Hochebene zwischen Etsch und Brenta, müssen auch die VII Gemeinden (in Urkunden auch die „siben Kameun“ oder „siben Perghe“ genannt) entstanden sein, die um 1300 schon bevölkert waren, ohne daß man Genaueres über ihre Frühzeit wüßte.

Einige wichtige Daten sind dagegen aus der späteren Geschichte beider Gemeinden bekannt. So bildeten die VII im Jahre 1310 eine Art Republik, deren Privilegien 1327 bestätigt wurden. Die XIII konstituierten sich 1402 als „Vicariat der Deutschen in den Bergen“ zu Mailand. Im Jahre 1404 begann die 400jährige Herrschaft der Republik Venedig, unter deren Patronat die Zimbern während des 15. Jahrhunderts ihre Hochblüte hatten. Die Serenissima begünstigte die Besiedlung des Berglandes und gewährte deshalb beiden Gemeinden die Selbstverwaltung samt einträglichen Privilegien. Diese bestanden in der Freiheit von staatlichen Abgaben und Mauten, zollfreiem Handel mit Wein, Korn, Wolle und Schafen und dem Recht, die Herden in der lombardischen Ebene überwintern zu lassen. Diese ein halbes Jahrtausend währende Selbständigkeit fand mit dem Untergang der Republik 1797 ihr Ende.

Die Zimbern verloren dadurch ihre traditionelle Basis, was sich in erster Linie negativ auf ihre Zukunft auswirkte. Sie mußten jetzt aus wirtschaftlichen und beruflichen Gründen Italienisch lernen. Mit der Zweisprachigkeit sank auch ihr nationales Selbstbewußtsein. Zur Romanisierung trug zudem nicht wenig die Aufhebung der Sbarra (des Mischungsverbots) bei. Ein zimbrischer Autor erwähnte schon 1763, daß in sieben Orten der VII Gemeinden nicht mehr zimbrisch gesprochen wird.

Im weiteren Verlauf des 19. Jahrhunderts setzte die Abwanderung aus der Terra Cimbra in die Städte ein, die Zimbern gingen besseren Verdienstmöglichkeiten nach, ihre Heimat vermochte sie nicht mehr zu ernähren. Mit Einführung der allgemeinen Schulpflicht lernten die Kinder nur noch Italienisch. Auch die Kirche stürzte das Zimbrische

9. Siehe J. A. Schmeller: Kleinere Textstücke aus Handschriften der k. Hof- und Staatsbibliothek. [2] Bayerische Auswanderung nach Ober-Italien im Jahre 1053 (Gelehrte Anzeigen 30) 1850, Sp. 37—41. B. Schweizer: Jahrbuch für vergleichende Volkskunde 1 (1948) 111—119.

nicht mehr. Der letzte zimbrische Katechismus<sup>10</sup> (er hatte 1602 und 1813 noch zwei Vorgänger) erschien 1842 in Padua.

Während des Ersten Weltkrieges wurden Lusern, dessen heute noch intakte zimbrische Sprachinsel Schmeller erstaunlicherweise nicht besuchte, und die Sieben Gemeinden ein Opfer der Schladten und beinahe restlos zerstört, die Bevölkerung teils nach Österreich, teils ins tiefe Italien evakuiert. Die Auswanderungswelle nach dem Krieg, die Verhältnisse unter Mussolinis Faschismus trugen zur weiteren Dezimierung der Zimbern bei.

Nach dem Zweiten Weltkrieg trat auch in Italien ein Umdenken ein. Professor Marco Scovazzi von der Universität Mailand gab den ersten Anstoß. Das Land Venetien fördert die Bemühungen auch eigenständiger kultureller Einrichtungen in den VII und XIII Gemeinden ideell und finanziell. Vor allem durch das Kulturinstitut in Roana und das Bayerische Cimbernkuratorium in Landshut angeregt, entstand neue zimbrische Literatur, wurden gemeinsam mit Schwesterorganisationen in Österreich kulturelle Beziehungen im Alpenraum wieder geknüpft, das Zimbrische als völkerverbindende kulturelle Eigenart anerkannt.

Heute gibt es in der Terra Cimbra keine Bayern mehr. Trotzdem ist das Zimbrische nicht ausgestorben; es wird von den Einheimischen gewissermaßen als Verpflichtung heimatlichen Traditionen gegenüber weitergepflegt. So stehen auf den Lehrplänen der Volksschulen Zimbernstunden.

Die Bewohner von Giazza/Ljetzan (XIII Comuni) bezeichnen ihr Idiom als „tautschas Gereida“ und bekennen noch heute selbstbewußt: „bar reiden tautsch“, wir reden deutsch. In den Sieben Gemeinden betonen die Bewohner von Roana, Mezzaselva, Rotzo und Castelletto „bar præchtan toitsch“, wir sprechen deutsch.

Im Ort Giazza grüßt ein zweisprachiges Ortsschild. Ljetzan ist die zimbrische Bezeichnung. Auch im Dorf finden wir vielfach zweisprachige Beschriftungen. Es gibt ein „Birt haus“ oder das „haus 'un proate“ (Bäckerei), dann das „tautsche Puachar haus“ für die deutsche Bibliothek. Der obere Teil der Ortschaft wird als „oubere Ljetze“ bezeichnet. Es gibt einen Berg namens „Spitz“, eine „roate band“ (Rotwand), eine „krautzen bant“ (Kreuzwand), ein „prundal“ (Brünnlein), das „Taufaltal“ (Teufelstal), einen „Tanbald“ (Tannenwald), die „Kalachgruabe“ (Kalkgrube), die „Naugabis“ (neue Wiese).

Was die weitere Zimbernforschung angeht, darf hier mit einem Anliegen geschlossen werden. Es betrifft die systematische Durchforschung der oberitalienischen Archive und Bibliotheken nach weiteren historischen Nachrichten und Urkunden über die bayerischen Sprachinseln in Oberitalien.

Um dem Leser dieser Zeilen eine generelle Vorstellung vom Zimbrischen zu geben, drucken wir das „Glaubensbekenntnis“ aus dem zweiten zimbrischen Katechismus „Dar klóane Catechismo vor de Siben Kameün“, erschienen in Padua 1842, ab:

Ich clobe in an Gott Vater da mak allez, da hat gaschäft in Hümmele un d'èarda: un in Jesu Christ sain anlóander Sun ünzarn Herren, da ist gabéest concepiart vor arbot von me Halghen Spiriten: gabüartet von Maria Vergine: hat galáidet untar Pontio Pilato: ist gabéest ganághelt af z' kreuz, gastórbet, un bográbet: ist gant nidar in de hella: drai taghe darnáach ist auf gastánnet von toáten: ist gant zu' Hümmele: sizet af de rechte von me Gott Váttere da mak allez: von da hatar zo kemman zo judicáran lenteghe un toáte. Ich clobe in den Halghen Spiriten, in de Halghe Kercha Cattolica, un haben toal von dar bool von Hóleghe, de vorgéhenghe von sünzen, z'dorlénteghe von toáten, un an sillétan léeban af d'andar belt. Asò saiz.

10. Neuausgaben mit Einleitung, italienischem und zimbrischem Text, Übersetzung, Kommentar, Reproduktionen von W. Meid: Der erste zimbrische Katechismus (1602). Innsbruck 1985 (Innsbrucker Beiträge zur Sprachwissenschaft, 47.) und ders.: Der zweite zimbrische Katechismus (1813/1842). Innsbruck 1985 (Innsbrucker Beiträge zur Sprachwissenschaft, 48).

## Langobardische und nachlangobardische Kunst in den deutschen Ostalpen.

Don Prof. Emerich Schaffran, Wien.

### I.

Langobardisch sind jene Kunstdenkmäler in den Ostalpen, die zur Zeit des langobardischen Königreiches in Oberitalien (568—774) durch Langobarden oder im Stile ihrer Kunst geschaffen wurden, als nachlangobardisch wäre hingegen alles anzusehen, das wohl später entstand — ohne hierbei eine zeitliche Grenze zu uns her angeben zu können —, aber dennoch mehr oder minder deutliche Verwendung langobardischer Kunstformen aufweist.

Langobardische Kunstdenkmäler können in den Ostalpen nur dort zu finden sein, wo das langobardische Reich hineinreichte, also vor allem in Südtirol. Denn dort saß in Trient ein Herzog und sein Gebiet reichte bis zur Klause von Salurn, scheint sich jedoch vorübergehend auch über den Dintichgau erstreckt zu haben. Die ausgedehnten Reste der gewaltigen Burg von Castelfeder bei Salurn<sup>1)</sup> werden von manchen als die Ruinen der langobardischen Grenzveste angesehen. Beweisbar ist diese sehr verlockende Annahme jedoch nicht. Dagegen enthält das Gebiet um Trient bis weit nach Judicarien hinein tatsächlich einige bemerkenswerte Denkmäler rein langobardischer Kunst, die sich im allgemeinen an die in Oberitalien ausgebildeten Stilformen anschließen.

Die Herzogtümer von Verona und Treviso reichten nur bis zum Südabfall der Alpen und auch der wichtige Eckpfeiler des Reiches, das Herzogtum Cividale dürfte, die Pontebbanerstraße ausgenommen, kaum wesentlich über den Doralpenbereich hinausgekommen sein. Die eigentliche Front dieses Ducates lag gegen Osten, gegen die Awaren, und an der Ostfront bzw. in Krain scheinen sich jene vielen Kämpfe gegen die Awaren abgepielt zu haben, über welche Paul Warnefrid, genannt Paulus Diaconus, der Geschichtsschreiber der Langobarden, wiederholt berichtet<sup>2)</sup>. Wo die Nordgrenze des Herzogtums Sialul lief, ist nicht mehr festzustellen, am ehesten wäre aus militärischen Gründen der Raum um Pontebba anzunehmen. Nun wurden vor einigen Jahren bei Maglern<sup>3)</sup> im unteren Gailtal und in Duell<sup>4)</sup> bei Paternion (Drautal, westlich von Dillach) Reste von Befestigungen aufgedeckt, die man unter Hinweis auf Paulus Diaconus als spätantil und lango-

<sup>1)</sup> Weingartner, Die Kunstdenkmäler Südtirols, III, S. 367. Die übrigen, bei Paulus Diaconus, *Histor. langob.* genannten besetzten Plätze im Trentino sind entweder verschollen oder hinsichtlich ihrer Baureste noch nicht durchforscht.

<sup>2)</sup> Paulus Diaconus, a. a. O., besonders in lib. III, cap. 18 u. 21.

<sup>3)</sup> R. Egger, *Grüchrischliche Kirchenbauten im südlichen Noricum*, S. 98ff., mit einer eventuellen langobardischen Befestigung werden keine Beziehungen hergestellt.

<sup>4)</sup> R. Egger in *Jahreshefte d. österr. archäolog. Institutes*, 1929, S. 210ff., wo nachgewiesen wird, daß die meisten langobardischen Kastelle mit Benützung spätantiker Anlagen entstanden sind. Über die Grenzverhältnisse ferner meine Studie „Über einige langob. Herzogstädte in Italien“ (*Archiv f. Kulturgesch.*, Leipzig 1938).



Tza strikhan 's séikhle  
Beim Sockenstricken  
Zeichnung Novella Petris



barbarisch bezeichnete. Tatsächlich erwähnt dieser in Buch IV cap. 39, daß die Langobarden das Land der Slaven in der Gegend Zellia (regio Zellia) bis zum Ort Meclara besaßen, und daß bis gegen Mitte des 8. Jahrhunderts diese Slaven nach Cividale zinsten. Man sieht nun heute dieses Regio Zellia nicht mehr als Cilly (Untersteiermark) an, sondern viel richtiger, auch sprachlich eher zu begründen, als das untere Gailtal und Meclara als das heutige Maglern zwischen Arnoldstein und Tarvis<sup>1)</sup>. Da jedoch der langobardische Befestigungsbau, soweit wir über ihn überhaupt etwas wissen, die bewährten spätantiken Formen übernahm oder unmittelbar einen spätantiken Bau benützte, und zur Anwendung nordischer Schmuckkunst hierbei kein Anlaß war, scheiden diese „langobardischen“ Burgreste in Kärnten aus der Reihe der Kunstdenkmäler aus, so wertvoll sie geschichtlich sind! Sie haben auch bisher außer einer langobardischen (?) Gewandspange in Duell nichts Einschlägiges geliefert<sup>2)</sup>.

Sonst ist weder im Pustertal noch im übrigen Kärnten ein Bauwerk oder ein Kunstgegenstand aus der Zeit des langobardischen Reiches festzustellen, es scheinen also die großen Siedlungen Teurnia und Aguntum entweder nicht mehr bestanden zu haben oder sie waren nicht besetzt. Ob solche Funde im südwestlichen Krain gemacht wurden (z. B. im Wippachtal), entzieht sich meiner Kenntnis, bekannt ist nur der Grabfund aus Krainburg<sup>3)</sup>. Es beschränken sich somit die Kunstdenkmäler aus der Zeit des langobardischen Reiches auf die reichen Funde um Trient. Die Carnia und die Dolomiten haben gleichfalls bis jetzt nichts Wesentliches beigegeben.

Auffallend reich ist, wie soeben erwähnt, das Trentino an langobardischen (und nachlangobardischen) Kunstwerken<sup>4)</sup>. Obwohl diese Gegend nicht mehr zu den deutschen Ostalpen gerechnet werden kann, so sollen jene Kunstwerke doch darum kurz erwähnt werden, da das Herzogtum Trient, die langobardische Grenzstadt gegen Norden, mehrmals über die Sprachgrenze von heute in den Dintschgau vorgriff<sup>5)</sup>, also Beziehungen mit dem damals bayrischen, jetzt deutschen, Südtirol aufnahm.

Das bedeutendste Denkmal ist der heute im Innsbrucker Museum geschickt aufgestellte sog. Fürstengrab von Civezzano<sup>6)</sup>. Die Ornamentik seiner Eisenbeschläge und einiger Grabbeigaben zeigt dieses berühmte Stück als ein Haupt-

<sup>1)</sup> R. Egger, Frühchristl. Kirchenbauten usw.

<sup>2)</sup> Über diese Spange R. Egger in Jahreshefte, a. a. O.

<sup>3)</sup> Jahrbuch f. Altertumskunde, 1907, S. 65 und Jahrb. d. Zentralkomm., N. S. II, 1904, S. 259.

<sup>4)</sup> Herr Prof. Dr. Gerola, der Vorstand der ital. Denkmalschutzbehörde in Trient, ist mir in dieser Sache, die hier nur gestreift werden kann, in lebenswürdigster Weise behilflich gewesen, wofür ich ihm bestens danke. Über diese Denkmäler am besten: C. Cecchielli, Reliquie trentine dell'età barbarica (Studi trentini, 1928, S. 193 ff.), sowie ein gründliches Verzeichnis der Orte in dem Aufsatz von G. Roberti, Repertorio topogr. e chronolog. dei rinvenimenti archeolog. del Trentino (Studi trentini, 1931, fasc. 2). Lebhaften Dank schulde ich auch meinem lieben Freund und Kriegstameraden Hofrat Dr. Reichl, Direktor der Wiener Nationalbibliothek, für seine unermüdete Unterstützung aller meiner langobardischen Studien.

<sup>5)</sup> So war das Kastell Majense (Obermais) in den wechselvollen Grenzverhältnissen gegen Bayern besetzt. (Lebensbeschreibung d. hl. Corbinian, in Script. rer. german. in usum scholarum, 1920, S. 104, und Egger, Jahreshefte, a. a. O., S. 216.)

<sup>6)</sup> Die einzige, bisher erfolgte kritische Beschreibung: Dr. Fr. Wiesner, Das langobardische Fürstengrab von Civezzano, Innsbruck 1887.

werk reiner, abstrakter und symbolhaft-vollständiger Nordkunst und trennt es nachdrücklich von den langobardischen Arbeiten in Marmor. Seelisch und formal nahe stehen ihm die Grabfunde aus Cividale, Brescia und anderen Orten, die Köpfe in den „Carceri longobardi“ in Cividale<sup>1)</sup> sowie Einzelheiten der bekannten Reliefplatten.

Aber auch einige solcher, wie sie z. B. das Museum in Trient in großer Zahl aufbewahrt, fallen mitunter aus dem Gesamtbild der übrigen oberitalienischen Funde seltsam heraus, so daß es den Eindruck macht, diese trientiner Herzöge, die auch am längsten und hartnäckigsten Arianer blieben, hätten auch in ihrer Kunstförderung das Volkhafte besonders geliebt. Auffallend ist an den Platten in Trient — sie stammen aus Judicarien<sup>2)</sup> — die Betonung strengerer, verbischnittartiger Ornamentik (Abb. 1), wodurch sie sich der ostgotischen Kunst nähern, und im Siquarale eine nordische Härte der Empfindung, die weit über das sonst bei den italienisch-langobardischen Kunstwerken der Poebene Bekannte hinausgeht. Aus Lundo in Judicarien stammt ferner ein schön geschmüdter Steinbogen<sup>3)</sup> (Abb. 2), der unmöglich von einem Ciboriumaltar herrühren kann, sondern seinerzeit wahrscheinlich das Mittelstück einer Schranke war, wie sie in der Tauf-(Martins-)kapelle zu Split heute noch steht<sup>4)</sup>, und wie ein solcher Bogen gleicher Verwendung an der Kirche St. Peter am Bichl in Kärnten (s. später Abb. 5) eingemauert ist. Deshalb ist es falsch, bei dem Kärntner Stück an eine kroatische, aus Dalmatien kommende Beeinflussung zu denken<sup>5)</sup>, wenn auch zugegeben werden muß, daß in Italien selbst Bogenstücke der Art jenes von Lundo nur sehr selten vorkommen. Doch kann die Mehrheit von ihnen verlorengegangen sein.

Mit diesen vielen Kunstwerken im Trentino erschöpft sich zugleich der Vorrat rein langobardischer Kunstwerke in den Ostalpen überhaupt.

Nach dem Fall von Pavia (774) ist wohl das Königreich der Langobarden zu Ende, doch ihre Volkstum und ihre Kunst blühen in ganz Oberitalien noch in der lebendigsten Weise weiter, und formen den Lombarden und seine „Grühromantik“<sup>6)</sup>. Um 800 beginnt jedoch diese blühende nachlangobardische Kunst sich auch gegen Osten und Nordosten und bald darauf, von der Lombardei aus, auch gegen Norden, also in die Schweiz, zu verbreiten. Dieser Nordzweig

<sup>1)</sup> Diese wurden zum erstenmal unlängst über meinen Auftrag photographiert, und im Archiv f. Kulturgeschichte 1938 a. a. O. veröffentlicht.

<sup>2)</sup> C. Cecchielli, a. a. O.

<sup>3)</sup> C. Cecchielli, a. a. O., diese Bogenform kommt unter den langobardischen Denkmälern in Italien nur sehr selten vor.

<sup>4)</sup> J. Strzygowski, Altslawische Kunst, S. 64.

<sup>5)</sup> Eine solche nimmt u. a. Camilla Luzerna in einem Aufsatz „Spuren der Verbindung zwischen Kärnten und Dalmatien zur Zeit der Karolinger“ an und schließlich auch J. Strzygowski, a. a. O. Die Kenntnis des erwähnten Aufsatzes verdanke ich Herrn Prof. Dr. Einhart, die Übersetzung Herrn Dr. med. Milochnigg; einen guten Überblick über die frühkroatischen Kunstdenkmäler, die ich trotz wiederholter, sehr hübscher volkstümlicher, also kroatischer Veränderungen, als durchaus aus der langobardischen Beeinflussung erwachsen ansehe, in dem reich bebilderten Buch von C. Karaman, Iz kolijevke Hrvatske prošlosti (Zagreb 1930).

<sup>6)</sup> Darüber bei Städelberg, Langobardische Plastik, S. Haupt, „Die älteste Baukunst, im besonderen jene der Germanen“ und sehr schön ausgeführt in der grundlegenden Studie von C. Cecchielli, „L'arte barbarica in Cividale“, in mehreren Hefen der „Memorie storiche torogoliesi“ ab 1920.

kann hier ebensowenig untersucht werden wie die Kraftlinie gegen Osten, wo durch die Übernahme und Nationalisierung der langobardischen Kunstformen durch die Kroaten der dalmatinischen Küste und des Hinterlandes eine außerordentlich reiche Nachblüte entsteht<sup>1)</sup>. Für die ostalpinen Verhältnisse maßgebend ist nur die Nordostrichtung, also der Weg ins Kärntnerische, und die Weiterverbreitung der langobardischen Kunstformen durch die übrigen Ost-

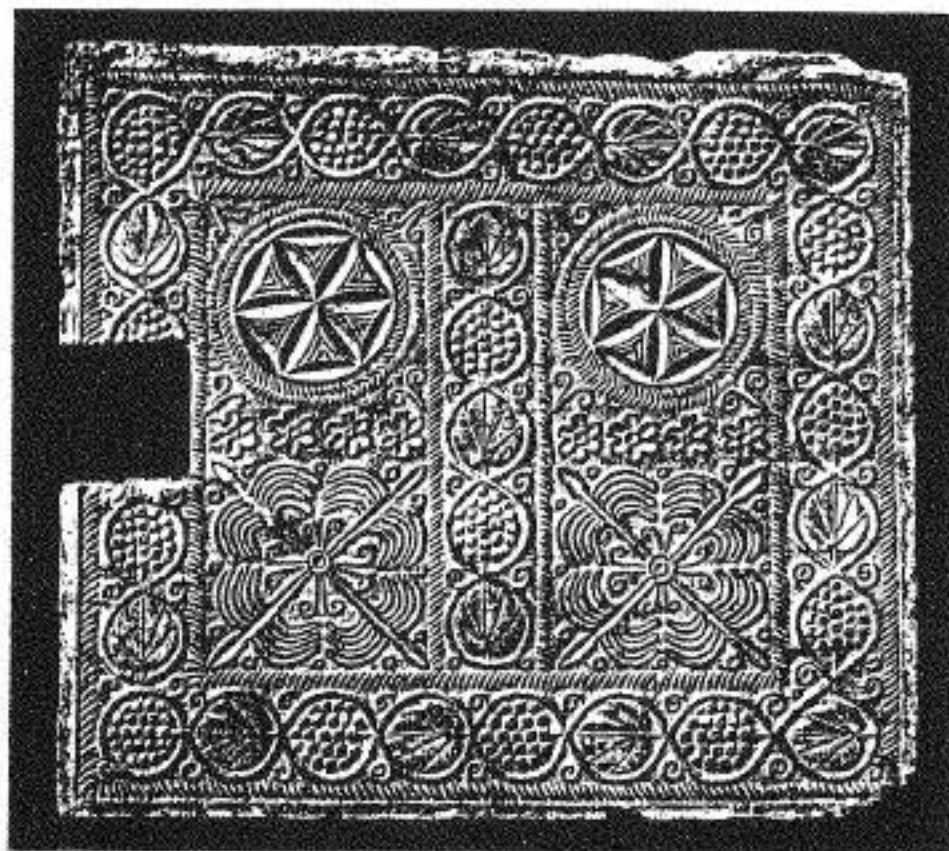


Abb. 1. Platte aus Judicarien mit kerbschnittartiger Ornamentik.  
Foto: Prof. Dr. Gerola, Trient.

alpen beiderseits des Brenners besonders nach Osten, bis hinaus in das Wiener Becken. In erster Linie kommt für diese Verbreitung die Schmuckkunst, namentlich jene in Stein, in Form reliefierter Platten in Betracht.

Diese nachlangobardische Schmuckkunst hat typische Eigenformen<sup>2)</sup>. Zu diesen gehört in erster Linie das Flechtband in seinen unzähligen Ab-

<sup>1)</sup> J. Strzygowski, a. a. O. sowie L. Karaman, a. a. O.

<sup>2)</sup> Für die Grabfunde: Nils Åberg, Goten und Langobarden in Italien, für die größere Plastik: Stüdelberg, a. a. O. und Haupt, a. a. O. Sehr gut auch die kleine Schrift von Harald Picton, „Langobardische Kunst in Italien“.

änderungen und Verwendungsmöglichkeiten, jenes Flechtband, das in seiner Mehrstreifigkeit zu den älteren germanischen Ornamentformen gehört und mit dem anders organisierten Flechtband Trans und Westasiens und dessen Weiterleben in der byzantinischen Kunst nicht verwechselt werden darf. Weitere langobardische Kunstformen im Ornamentalen sind außer den hauptsächlich auf Sibeln u. a. vorkommenden Tierornamenten ferner die „Laufende Krabbe“, das Tau, der Lebensbaum und, besonders gern auf den Kapitellen verwendet, rauhe, streng gestreifte Blätter und zartlinige Voluten, die wie eingericht erscheinen. Das Kreuz kommt mit geraden und mit an den Enden eingerollten (Ankerkreuz) Balken vor, in den meisten Fällen sind die Flächen mit dem üblichen dreistreifigen Flechtband gefüllt. Das Relief wirkt betont flach.

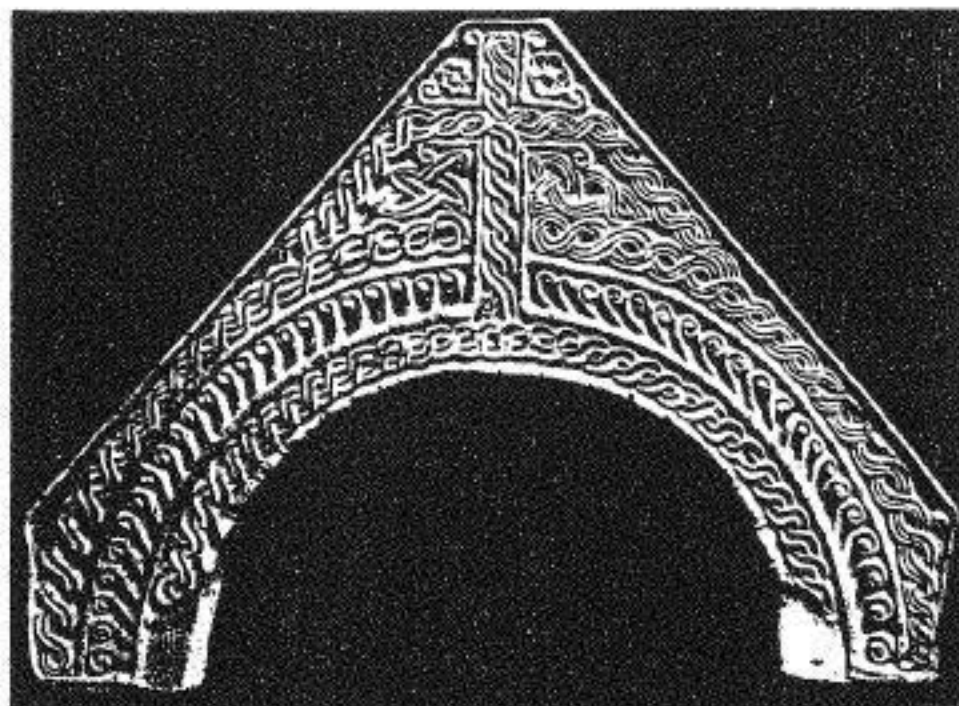


Abb. 2. Steinbogen aus Lundo in Judicarien. Foto: Prof. Dr. Gerola (Trient).

Das alles sind Motive, die entweder urtümlich germanisch, also auch langobardisch sind, wie die Tierornamentik, das Flechtband und wohl auch die laufende Krabbe, oder die von ihnen weitergebildet wurden. Sie verstreuten sich längs der Riviera im südlichen Frankreich, gelangten durch die Schweizer Alpen und durch das Rhonetal in das Gebiet des fränkischen Reiches, und auf die vorhin erwähnte Art in die Ostalpen und ihr nördliches Vorland. Es ist nicht richtig, diese Motive deshalb als karolingisch zu bezeichnen, weil sie so oft an Denkmälern der karolingischen Zeit vorkommen. Wenigstens bei deren höflicher Gruppe geht dies nicht an; bei den volkstümlichen, fränkischen

Kunstgebilden aus karolingischer Zeit hingegen wird man viel eher an eine grundsätzliche formale Übereinstimmung denken müssen, da es sich um zwei verwandte germanische Stämme mit verwandter Ornamentik handelt. Nun ist gerade diese volkshafte Kunst der Franken durch die Höflinge und die Kirche zurückgehalten worden, weshalb eine bereitwillige Annahme der verwandten volkshafte langobardischen Formen nur zu begreiflich erscheint. Wir sind daher gezwungen, alle jene Denkmäler mit langobardischem Formgut im Dintshgau, in Kärnten, Steiermark und Niederösterreich ohne Rücksicht auf die Entstehungszeit als nachlangobardisch in dem Sinne zu bezeichnen, daß germanische Kunstformen, ausgebildet durch die Langobarden in Oberitalien, in den alten Volksverband auch dann zurückkehrten, wenn dessen Teile im Wege der Wanderung und Landergreifung sich verschoben hatten. Hier nun treten diese nachlangobardischen Kunstformen in der karolingischen Zeit im schroffen Gegensatz zur karolingischen Hofkunst mit ihrem gewollten Antifisieren, und auch in der Romanik wird sich dieses nachlangobardische deutlich von den eigentlichen „romanischen“ Kunstformen abheben. Daß es dabei besonders in der vorromanischen Kunst zu Vermischungen zwischen volkshafte und höflich kam, ist begreiflich, und kann besonders an einigen schönen Wellenranken aus Kärnten gezeigt werden.

Diese formale und im Kern auch weltanschauliche Doppelgleisigkeit macht es begreiflich, wenn an der Wende des 12. Jahrhunderts und sogar noch später, ganz plötzlich dem Beschauer Denkmäler mit fast noch reiner nachlangobardischer Kunst entgegentreten; sie haben dann zu seltsamen Frühdatierungen geführt, weil man das lange Nachleben dieser nachlangobardischen Kunst noch nicht kannte. In ihren deutlichen Spuren versichert sie erst in der Mitte des 13. Jahrhunderts, doch bleibt einiges noch weit länger erhalten. Nur ist das Ornamentale, bis auf ein drolliges Nachleben ganz zeretzter Gliedbandmotive, daran viel weniger beteiligt als die Form des menschlichen Kopfes.

Trotzdem ist in der figurale Bildnerei der karolingischen und romanischen Zeit von einem nachlangobardischen nur mit Vorsicht zu sprechen, weil figurale, echt langobardische Denkmäler auch in Oberitalien nicht häufig sind. Die wenigen zeigen jedoch immer einen birnenförmigen Schädel, um den das Haar in Art eines nassen Laues zu beiden Seiten herabhängt, kreisförmige oder längsovale Augen und eine deutlich dreieckige Nase<sup>1)</sup>. Diese Einzelheiten werden von der ostalpinen figurale Bildnerei bis in die hochgotik beibehalten. Zum letztenmal fand ich, um ein Beispiel zu nennen, diese Köpfe an einem Schlußstein in der Kirche Maria Pfarre im salzburgischen Lungau (das Langhaus ist 1446 (!) geweiht) und an Konsolen in der Kirche St. Peter am Anger in den Ausläufern der Doralpen von St. Pölten (Niederösterreich), ebenfalls einem Bau aus der Mitte des 15. Jahrhunderts<sup>2)</sup>.

<sup>1)</sup> Beispiele in Italien: Demmoaltar und Callistusbaptistarium in Cividale, Köpfe in den Carceri langobardi. ebenda, Verschiedenes im archäol. Museum Mailand, und besonders an den Grabfunden in Cividale, Brescia, Pavia und Castell Trofano.

<sup>2)</sup> Diese Beispiele lassen sich mühelos aus dem ganzen Bereich der Alpen und ihrem Vorland ergänzen. Der erwähnte Kopftypus wird auf diese Weise zu einer charakteristischen Einzelheit der romanischen Bildnerei Deutschlands überhaupt, und tritt neben die Köpfe „antifischer“ Gestaltung, die wieder Rückstände der karolingischen und ottonischen Hofkunst (schließlich Renaissance genannt) sind.

Der nun folgende erste Versuch einer kritischen Zusammenfassung der wichtigsten nachlangobardischen Kunstwerke in den deutschen Ostalpen und ihrem nördlichen Vorland ist sicher bei dem Mangel von Vorarbeiten lüdenhaft. Er umfaßt nur die ornamentale Bildnerei und zieht die figurale Plastik höchstens in einigen Fällen heran. Baukunst und Malerei bleiben überhaupt außerhalb der Betrachtung.

Seltam und aus den politischen Verhältnissen heraus allein nicht erklärbar ist die räumliche Verteilung dieser nachlangobardischen Kunstdenkmäler. Vorarlberg besitzt im Bregenzer Museum eine ziemlich provinzielle Platte mit typisch langobardischen Motiven<sup>1)</sup>. Das Etschtal von Meran bis Mals und das Eisacktal enthalten einiges, Nordtirol hingegen nichts. Im Bundesland Salzburg ist ein figurale Anhang in einer kreisrunden Platte aus Schloß Mittersill<sup>2)</sup> und ein später, eigentlich schon aus dem Rahmen fallender Nachklang in dem bereits erwähnten Schlußstein in Maria Pfarre mir bekannt geworden. Oberösterreich besitzt nur in Mondsee eine zum Vergleich geeignete Platte (Abb. 10) und sonst nichts von Bedeutung. In Niederösterreich ist das nachlangobardische Kunstgut im Alpenvorland und in den Teilen nördlich der Donau verstreut, Burgenland bringt gleich dem östlichen Niederösterreich nur Grabfunde aus der Wanderungszeit der Langobarden<sup>3)</sup> bei und Steiermark in St. Lambrecht eine schöne „karolingische“ Ornamentplatte. Und dann in Kärnten ein geradezu verblüffender Reichtum von Denkmälern, die, wenn man die schon früher genannten, angeblich langobardischen Burgen außer acht läßt, vom späten 8. bis in das 14. Jahrhundert reichen. Diese Bevorzugung Kärntens könnte, wenn überhaupt, nur durch den nachhaltigen Einfluß der langobardischen Kunst im benachbarten Triaul erklärt werden<sup>4)</sup>, welche bei der Abwanderung der langobardischen Ornamentformen nach Osten und Nordosten sicher eine ungewöhnliche Rolle gespielt hat, wobei auch die kirchliche Zuteilung von Teilen Kärntens zum Patriarchat von Aquileja mithalf.

Tirol. Die in Betracht kommenden Denkmäler der ornamentalen Bildhauerei liegen im Eisacktal und im Raum Meran bis zur Etschquelle. Das Wichtigste enthält die von Garber, Hammer und Weingartner<sup>5)</sup> eingehend beschriebene St. Benediktikirche in Mals, ein Bau von ungefähr 840, also der Zeit nach karolingisch. Die nachlangobardischen Kunstdenkmäler in dieser Kirche sind, von den Malereien abgesehen, Reste der Stuckdecoration der Apsiden und die Altarplatten aus Marmor. Von allen hier zu besprechenden ostalpinen Denk-

<sup>1)</sup> Ausführlich veröffentlicht von mir in „Das Bild“ (Karlsruhe, Februar 1938).

<sup>2)</sup> Herrn Hofrat Dr. Martin (Salzburg) verdanke ich die Kenntnis dieses Stüdes.

<sup>3)</sup> Über diese Wanderungsfunde vgl. die vorzügliche Arbeit von E. Beninger, Germanenzeit in Niederösterreich (Wien 1934) S. 102 ff.

<sup>4)</sup> Siehe Ginhart: „Das Modestusgrab in Maria Saal“ in Strzygowski-Jahrbuch, 1932, S. 61 ff. Dieser überzeugend richtigen Ansicht schließt sich auch Camilla Luzerna, a. a. O., an. Nur hat Ginhart daraus nicht die letzten Folgerungen gezogen.

<sup>5)</sup> J. Garber, Die karolingische St. Benediktikirche in Mals (1915). Weingartner, Kunstdenkmäler usw., a. a. O., IV, S. 181 und H. Hammer, Die ältesten Kirchenbauten Tirols, im Jahrbuch 1935 des Deutsch. u. österr. Alpenvereins, S. 229. Ferner meine kleine Arbeit in „Der Schöner“ (Bozen, Jänner 1938).

mälern mit nachlangobardischer Beeinflussung sind die Stüde aus Mais am meisten von der karolingischen Hofkunst durchsetzt, es werden daher antike Erinnerungen vorkommen. Am reinsten nachlangobardisch ist die Stüdfäule in der nördlichen Apfs. Sehr Ähnliches enthalten die Museen in Brescia<sup>1)</sup>, Pavia und Cividale. Unlangobardisch ist in Mais die waagerechte Ab teilung der Säule, wodurch das langobardische Strömen des Flechtbandes zäsuriert wird, dann die ringartige Verwendung der „laufenden Krabbe“ und des Flechtbogens unter dem Kapitell. Vollends unlangobardisch, dagegen typische karolingische Hofkunst, sind die figuralen Stüdfeste, von denen der eine sehr an das Gute-Hirt-Motiv der frühchristlichen Bildnerei erinnert

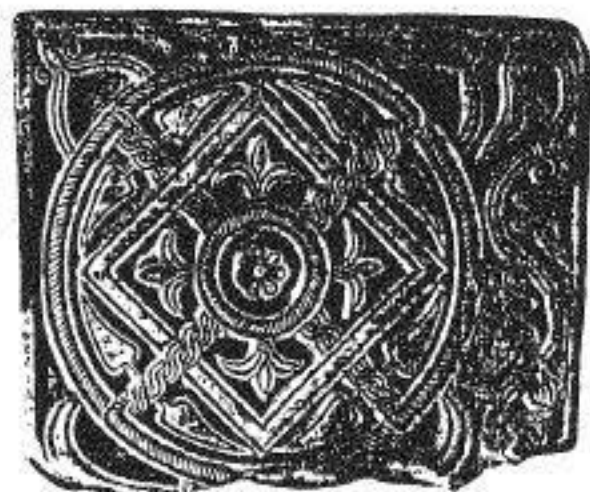


Abb. 3. Altarplatte aus Mais. Foto: J. Petèr, Meran.

langobardischen Denkmälern in Oberitalien, z. B. in Como<sup>2)</sup>, dann in Rom ebensooft, als bei jenen kroatischen Platten, die unter unmittelbarem Einfluß der spätlangobardischen Kunst entstanden sind.

In den Formen sogar rein langobardisch, zeitlich jedoch, wie die meisten dieser Denkmäler, nicht datierbar, ist eine aus Glurns stammende, heute im Museum Ferdinandeum in Innsbruck aufbewahrte Platte mit dreistreifigem Flechtband auf sphärischen Zwickeln, die durch gerade Stüde verbunden sind.

<sup>1)</sup> Eine Abbildung bei Haupt, a. a. O., Ausgabe 1935, Taf. XXXII, Säule in Brescia, eine ähnliche aus dem Museum in Cividale bei G. Schaffran, a. a. O.

<sup>2)</sup> A. Gaudy, Die stichlichen Baudenkmäler der Schweiz, Bd. II, zeigt auf den Abb. 2, 3 u. 4 sehr schöne Beispiele aus der Stiftskirche in Schennis mit rein langobardischen Wellenranken, Flechtband, Korbboden und S-Geflecht. Datiert 9. Jahrhundert.

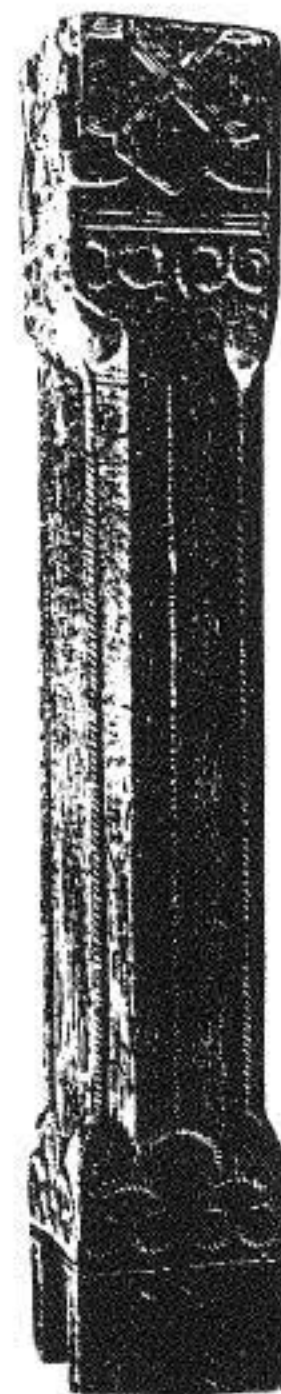
<sup>3)</sup> Einhart bezeichnet diese Wellenranken in seiner ausgezeichneten Kunsttopographie Kärntens, sowie in Dehio, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler Österreichs I, immer als karolingisch. Ein Vergleich mit langobardischen Beispielen aus Italien (Stüdelberg, a. a. O., Sig. 63, Bologna, Taf. V, Como, S. Abbandio u. a. m.) zeigt diese Wellenranke bereits in reiner Form verwendet, infolgedessen tritt sie auch in der frühesten kroatischen Kunst Dalmatiens in einer Zeit auf, wo von einer karolingischen Beeinflussung nicht gesprochen werden kann. Beispiele bei Steyngowsti, a. a. O. und Karaman, a. a. O.

(Taf. XVIII bei Garber). Wenn aber Hammer die Altarplatten (Abb. 3) als klassifizierend und dem antifizierenden Zug der „karolingischen Renaissance“ zugehörig bezeichnet, so ver gicht er, daß ganz ähnliche antikisierende Züge schon in der Spätzeit des langobardischen Reiches wiederholt auftreten und sich auch an abhängigen Denkmälern des Oberrheins und der Ostschweiz<sup>3)</sup> zeigen. Ebenso ist das Auftreten der Wellenranke — sie kommt besonders oft in Kärnten vor — nicht durchaus karolingisch, denn sie zeigt sich an reinen

Das Motiv ist in der langobardischen Kunst des 8. Jahrhunderts sehr beliebt. Undatierbar wegen des ungewöhnlich starken Hervortretens vollstümlicher Elemente ist eine, figurales wie Ornamentales enthaltende Sandsteinplatte am Chor der Pfarrkirche zu Untermais. Einzelheiten, wie das rechteckige, rosettenartige Flechtband, die Form der Nasen u. a., sind gewiß aus dem langobardischen Formenschatz entnommen. Das Ganze erinnert aber wegen der figuralen Symbole (ist der gestreifte Kopf der Gentriswolf?) und des glatt erhaltenen Grundes der Platte an jene sehr schwer zu fassende, rein volkshafte Gruppe langobardischer Denkmäler, die darum etwas Überzeitliches haben. Die Platte aus Untermais kann deshalb auch ebensogut erst nach dem Jahre 1000 entstanden sein. Zu vergleichen wäre dazu eine figurale Steinplatte aus Val Camonica im Museo cristiano in Brescia<sup>1)</sup>. Sehr ähnlich ist eine Steinplatte an der Totenkapelle zu Hasling bei Meran. Auch hier der leere Grund, die vollstümlichen figuralen Motive, unlangobardisch die seltsamen, wie „graphisch“ aussehenden Spiralen, das flache geferbte Blatt hingegen in der hochlangobardischen Kunst Oberitaliens, wenn auch sehr selten, vorkommend, ein Beispiel an den vom älteren Bau stammenden Kragsteinen der Westfront von SS. Apostoli in Verona. Im allgemeinen könnte man die Platten aus Untermais und Hasling als teilweise nachlangobardisch, mit Betonung stark volkshafter Züge bezeichnen. Die bekannten Reliefs auf Schloß Tirol und an dem Portal der Schloßkapelle Zenoburg bei Meran gehören in den Einflußkreis von S. Michele in Pavia, kommen also trotz mancher langobardischer Erinnerung nicht mehr in Betracht. Weit aus reiner nachlangobardisch sind die Ornamente: Dreistreifige Flechtbandrosette und Tau in Dolufen

<sup>1)</sup> Eine Abbildung bei Dixon, a. a. O., Abb. 34.

Abb. 4. Holzsäule aus Matrei in Osttirol. Foto: Museum Innsbruck.



übergehend an dem schönen Holzpfeiler aus Matrei in Osttirol (Museum Innsbruck) (Abb. 4). Er ist über seine Langobardismen hinaus außerordentlich wertvoll als Denkmal der fast ganz verlorenen germanischen Holzkunst und trotz der Entstehung nach dem Jahre 1000 im besonderen wesentlich langobardischer, als die immer so gern für langobardische Holzkunst in Anspruch

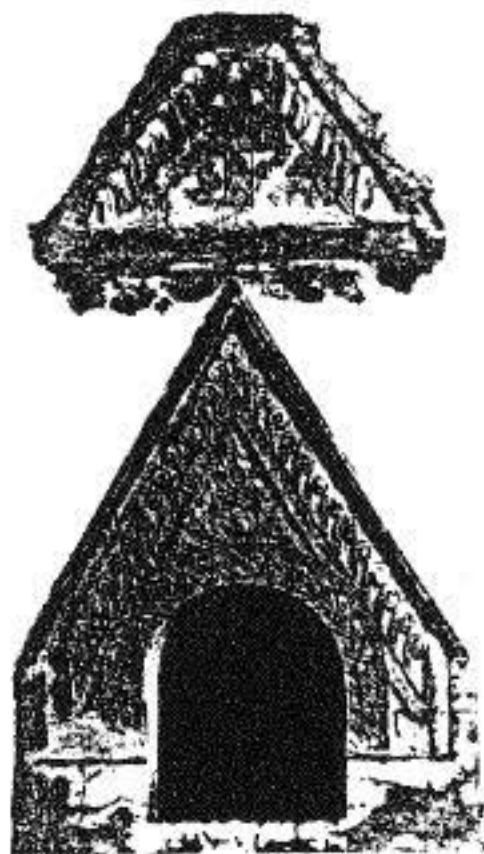


Abb. 5. Giebelplatten an der Westseite der karolingischen Kirche St. Peter am Bichl. Foto: Österreichische Lichtbildstelle.

genommene berühmte Holzpfeiler von S. Bertoldo im Museum zu Parma<sup>1)</sup>. Die nachlangobardischen Denkmäler Kärntens<sup>2)</sup> können ihres Reichtums halber nur in einer Zusammenfassung besprochen werden. An ihrer Spitze stehen die beiden überaus schönen Giebel(?)platten an der Westseite der karolingischen Kirche St. Peter am Bichl, südlich von St. Veit a. d. Glan (Abb. 5). Hier ist jede Einzelheit reinstes langobardisches Formgut, nichts ist karolingisch. Die Platten verweisen, wie die meisten Kärntner Denkmäler dieser Art, deutlich nach Sriaul-Cividale. Die Verwendung der beiden Reliefplatten ist schwer nachzuweisen. Da nun das größere Stück mit dem Rundbogen des Fensters nicht bindet, so könnte das Ganze einst als kleine Schranke im Innern der Kirche gedient haben, wie eine solche noch heute in der Martinskapelle zu Split<sup>3)</sup> sich befindet. Dort ist der Durchgang 52 cm

genommene berühmte Holzpfeiler von S. Bertoldo im Museum zu Parma<sup>1)</sup>.

Die nachlangobardischen Denkmäler Kärntens<sup>2)</sup> können ihres Reichtums halber nur in einer Zusammenfassung besprochen werden. An ihrer Spitze stehen die beiden überaus schönen Giebel(?)platten an der Westseite der karolingischen Kirche St. Peter am Bichl, südlich von St. Veit a. d. Glan (Abb. 5). Hier ist jede Einzelheit reinstes langobardisches Formgut, nichts ist karolingisch. Die Platten verweisen, wie die meisten Kärntner Denkmäler dieser Art, deutlich nach Sriaul-Cividale. Die Verwendung der beiden Reliefplatten ist schwer nachzuweisen. Da nun das größere Stück mit dem Rundbogen des Fensters nicht bindet, so könnte das Ganze einst als kleine Schranke im Innern der Kirche gedient haben, wie eine solche noch heute in der Martinskapelle zu Split<sup>3)</sup> sich befindet. Dort ist der Durchgang 52 cm

<sup>1)</sup> Haupt, a. a. O., Abb. 68

<sup>2)</sup> Über sie am besten in K. Ginhart, Die Kunstdenkmäler Kärntens (mehrere Bände, bei jedem Ort auch die wichtigste Literatur). Gerner Dehio, Österreich I.

<sup>3)</sup> Strzygowski, a. a. O., Abb. S. 64.

nicht erwiesen ist. Vielmehr handelt es sich in Split wie in St. Peter um jene Lust freizügiger Veränderungen gegebener Themen, wie sie in dekorativen Spätzeiten oft vorkommt. Die schweren Kämpferkapitelle, wie sie an dem Turmfenster in St. Peter (und anderswo oft in Kärnten) sich zeigen, sind den Kämpferkapitellen der langobardischen Baukunst in ganz Italien unmittelbar verwandt. Das langobardische Flechtband kommt in Kärnten sehr oft vor. Am reinsten an einer Platte in einem Durchgang der Stiftsgebäude in Millstatt (Abb. 6). Sie zeigt Flechtbandkreuz, derbe, zweifellige Flechtbandrosetten, Lebensbaum und laufende Krabben. Auch an diesem in karolingischer Zeit entstandenen Stück ist nichts unlangobardisch, somit nichts karolingisch. Ähnlich auch das südliche Gebälkstück an der Westfront der Vorkirche der Millstätter Stiftskirche (Abb. 7), das Gegenstück antikisierender und beide, wie auch das scheinbar noch nicht beachtete glatte Flechtband am Sockel des Südpfeilers im Innern dieser Vorkirche, wohl Reste des alten Atriums. Für eine nähere Untersuchung fehlt hier der Platz. Die Flechtbandplatten von der karolingischen Pfalzkirche zu Moosburg, heute im Landesmuseum in Klagenfurt<sup>1)</sup>, hängen in den quadratischen Stücken mit der langobardischen Kunst nur mehr in Ableitung zusammen. Die stärkere Abteufung der Ornamente und der betont glatt erhaltene Grund sprechen von einem anderen oder späteren Formgefühl, die sonst sehr schönen Stücke gehören in das ausgehende 9. Jahrhundert (Abb. 8). Nur zwei Pilaster(?) füllungen entsprechen weit mehr dem langobardischen Formenschatz. Reicher und dennoch um un-



Abb. 6. Millstatt, Stein mit Flechtbandmotiven. Foto: Prof. E. Schaffran.

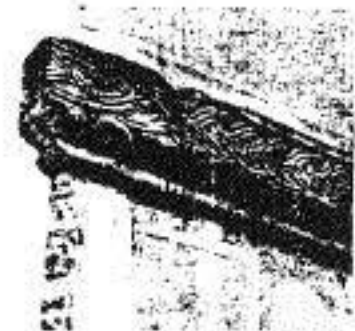


Abb. 7. Millstatt, Gebälkstück. Foto: Prof. E. Schaffran.

<sup>1)</sup> Die dort befindlichen Platten kenne ich nur aus den mir vom Geschichtsverein für Kärnten freundlicherweise zur Verfügung gestellten Fotos, wofür ich hier bestens danke.

gefähr 50 Jahre älter sind 3 schöne Platten in der Kirche St. Wolfgang am Wolfsbüchel<sup>1)</sup> bei Spittal a. d. Drau; die Wellenranten darauf haben ihre Vorbilder in der spätlangobardischen Kunst ganz Oberitaliens und mit karolingischer Ornamentik nicht mehr wie eine äußerliche Ähnlichkeit. Eine stark abgetretene Platte mit dreistreifigen verschlungenen Halbtreisen und schon stark veränderten laufenden Krabben befindet sich im Pfarrgarten zu Molzbühl im Drautal. Die Motivik ist nachlangobardisch. Weitere Flecht-

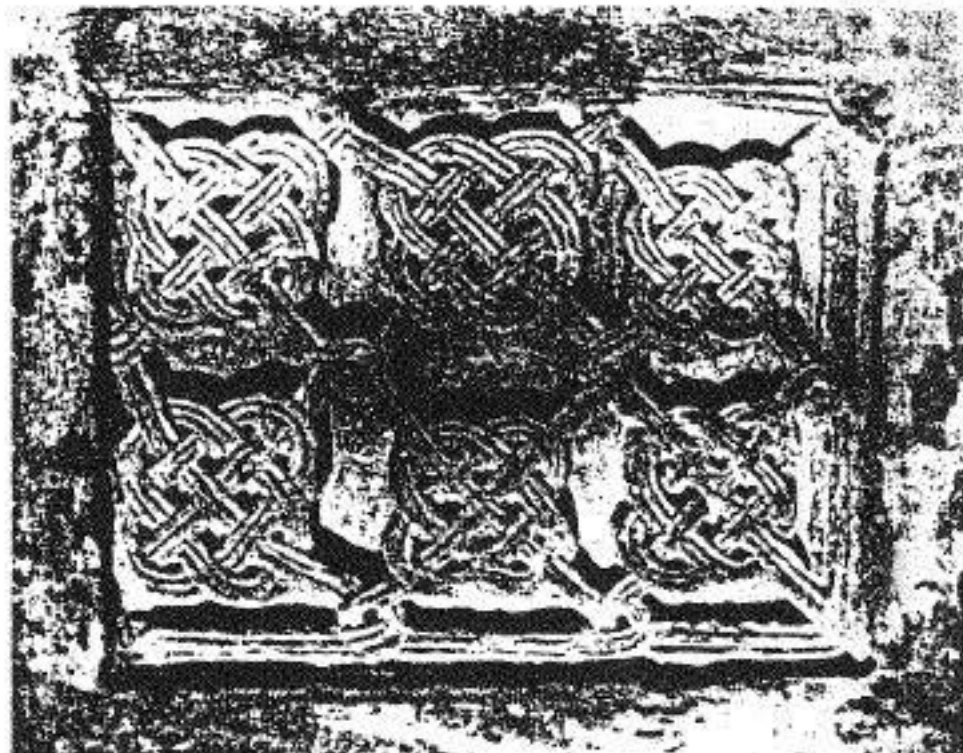


Abb. 8. Platte aus Moosburg, im Kärntner Landesmuseum. Foto: Geschichtsverein für Kärnten.

bänder kommen vor an einem kleinen Plattenrest des Karners zu St. Veit a. d. Glan (9. Jahrhundert), am Portal der Kirche zu Zweinitz (Anfang des 13. Jahrhunderts!), an einem Kapitell in der Kirche St. Stefan am Krappfeld (um 1150) und an einigen museal aufbewahrten Kapitellen in Sriesach (11.—12. Jahrhundert). Formale Erinnerungen an langobardische Kopfplastiken finden sich u. a. an einem Grabstein in St. Peter am Bichl, an den Kirchen Gr. Sternberg, Magdalenenberg, Launsdorf und am Kirchenportal in Zweinitz. Datierungen sind hier in den meisten Fällen unmöglich.

<sup>1)</sup> In der vorerwähnten Literatur (Ginhart und Dehio) wird diese Kirche auf Grund amtlicher kirchlicher Angaben „am Gratres“ genannt, das Grundbuch nennt sie jedoch richtig „Am Wolfsbüchel“.

Ein in jeder Beziehung abseitiges Denkmal ist der Portalschmuck der hochgelegenen Kirche St. Maria auf Hohenburg, am Eingang in das Mölltal, Talort Puzarnitz. Die hohen Sockel der Gewändesäulen sind vor- oder frühstromanisch, vortromanisch sicher der eigenartige, sehr flache Schmuck der Gebälkzone mit spitzovalen Blättern und schon recht naturalistischen Tieren. Trotz einer Ähnlichkeit mit dem Schmuck von S. Michele (Pavia) (auch im Herüberziehen der Reliefs auf die Außenwand) ist in diesem ganz vereinzelt Beispiel wenig Langobardisches zu finden. Formel steht dieser Portalschmuck, der vor 1000 entstanden sein kann, der Platte aus Hasling bei Meran nahe (s. vorn).

Das einzige in diesem Zusammenhang in Betracht kommende Denkmal Steiermarks ist ein Stein in der Schloßkapelle St. Lambrecht<sup>1)</sup> mit „karolingischem Flechtornament“; das Stück ist mir nicht durch Autopsie bekannt geworden.

Oberösterreich steuert für diese Untersuchung nur eine mächtig große Steinplatte in der barocken Vorhalle der Stiftskirche Mondsee<sup>2)</sup> bei (Abb. 9). Hier stehen in mehreren Zonen Rundbogentreihen übereinander; sie sind geperrt und vielfach abgetreppt, in den Zwickeln zeigen sich dreilappige Blätter. Der Zusammenhang dieses vortomanischen Stückes mit langobardischer Ornamentik kann in Italien leicht belegt werden.

Ungewöhnlich reich und interessant ist der Anteil der romanischen Kunst Niederösterreichs an Bildwerken, die langobardische Formen und Einzelheiten verwenden. Wegen der räumlichen Entfernung ist hier wie in Oberösterreich an eine unmittelbare Übertragung aus Oberitalien nicht zu denken, außerdem sind diese Flechtbänder und Birnköpfe, wie wir sie in Niederösterreich antreffen, nicht nur langobardisch, sondern überhaupt volkhafte Bestandteile der romanischen Kunst Deutschlands.

<sup>1)</sup> K. Ginhart, Das Modestusgrab, a. a. O., S. 62 und Dehio, Österreich I, S. 318. Herr Prof. Dr. Hermann Egger (Graz) hatte die Freundlichkeit, mir mitzuteilen, daß sich in ganz Steiermark keine weiteren Denkmäler der hier behandelten Gruppe vorfinden.

<sup>2)</sup> Dehio, Österreich II, S. 526, erwähnt diese Platte nicht. Ich habe sie bereits 1925 in meinem Buch „Der Attersee, Mond- und Wolfgangsee“ als vortomanisch (S. 76) bezeichnet, was ich auch jetzt noch wenigstens der Stilform halber aufrechterhalte. Weitere Literatur über das interessante Stück ist mir nicht bekannt.



Abb. 9. Mondsee. Stiftskirche, Vorhalle. Foto: Prof. E. Schaffran.



Abb. 10. St. Pantaleon. Inneres der Krypta mit der NW- und SO-Säule.



Abb. 11. St. Pantaleon. Krypta, NW-Pfeiler. Beide Foto: Prof. E. Schaffran.

Da diese jedoch sowohl als stets vorhandenes nordisches Kunstgut als auch durch dessen Wiederaufleben unter langobardischem Einfluß gedeutet werden können, rüden nun auch die niederösterreichischen Denkmäler mit einiger Berechtigung in den Kreis der Betrachtung. Ob wir nun die Erhaltung dieser Denkmäler dem Zufall verdanken, oder — mit Nadler — jener Beständigkeit der germanischen, vorbayrischen Bevölkerung im Herzogtum Österreich, steht zur Erörterung. Die niederösterreichische Nachlangobardiana ist ohne jede Gruppenbildung — die in Kärnten immerhin nachweisbar wäre — über das ganze Land, die Landschaften nördlich der Donau inbegriffen, verstreut.

Nahe der Ennsmündung steht die kleine Kirche St. Pantaleon. Ich habe an einer anderen Stelle ihre Erbauung in die Zeit knapp vor 1100 versetzt, als einen „Propagandabau“ (des Bischofs Altmann von Passau<sup>1)</sup>). An ihrer Westapsis (!) — die Kirche ist gleich der etwas jüngeren Schloßkapelle in Ranna (Wachau) zweischörig — haben sich seltsame Erinnerungen an den germanischen Fachwerkbau erhalten. An mehreren Kapitellen (Abb. 10 und 11) in der schönen Westkrypta treten nun jene Motive auf, die gemeinsam nordischen bzw. langobardischen Ursprungs sind, so das Flechtband, hier edig und ungestreift, rundbogig aus-

<sup>1)</sup> Siehe meine größere Studie über diese Kirche in „Unsere Heimat“, Monatsblatt des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich, 1936, Heft 2.

gehöhlte Kapitelle, wie ein solches sich z. B. in der Krypta San Procolo in Verona befindet, Korbboden, wieder aus glattem Flechtband bestehend, und einmal eine Rosette in harter Vereinfachung.

War die Datierung von St. Pantaleon in das ausgehende 11. Jahrhundert immerhin, trotz fehlender archivalischer Grundlage, mit einiger Sicherheit möglich gewesen, so fehlt diese bei den hier in Betracht kommenden Denkmälern in Tulln (Westportal der Pfarrkirche) und Weigelsdorf im südlichen Wiener Becken (figurale Reliefplatte) vollkommen, die Datierungen gehen hier um Jahrhunderte auseinander. In dieser Erörterung interessiert nur das Formgeschichtliche. Die Umrahmung der Portalstulpturen in Tulln<sup>1)</sup> (Abb. 12) zeigt klares zweistreifiges Flechtband und eine durch nachantike Revision veränderte Wellenante, die dazu gehörigen Büsten können aus stilistischen Gründen unmöglich vor 1200 entstanden sein. Also ein Flechtband aus letzter Romanik. Die Platte in Weigelsdorf<sup>2)</sup> (Abb. 13) enthält thematisch ungewöhnlich schöne Erinnerungen an den germanischen Mythos (Sonne und Mond stehen im Kampf gegen den Serriswolf), in den Formen wieder ein loederes, glattes Flechtband und Reste eines Laues. Rein langobardisches Formgut ist ferner die betont flache Haltung des Reliefs und die eigenwillige Streifung; diese Tiere stimmen sogar in Kleinigkeiten mit einem aus dem 8. Jahrhundert stammenden Reiterrelief in Cisano am Gardasee überein. Doch ist hier in Weigelsdorf von einem so frühen Zeitanfang keine Rede, da der Ort in karolingischer Zeit noch unbekannt ist. Trotz späterer Datierung beweist jedoch dieses ungewöhnliche wichtige Relief die fast unzerstörbare Lebenskraft altgermanischer Formen und Gestaltungen in nachlangobardischer Vermittlung.

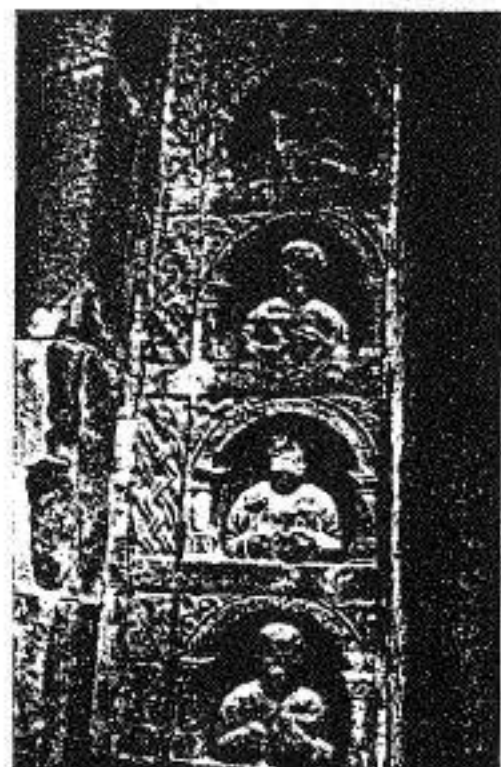


Abb. 12. Tulln, Pfarrkirche. Zweistreifiges Flechtband und Wellenante. Foto: Prof. E. Schaffran.

<sup>1)</sup> K. Domin, Romanische Portale in Niederösterreich, 1915, S. 27 ff.

<sup>2)</sup> Siehe Maria Capra, „Das Relief von Weigelsdorf“ in Strzygowski-Festschrift 1932, S. 27 ff. Eine archivalische Quelle von 1020 irrig für Weigelsdorf beanspruchend, kommt die Verf. in ihrer geistreichen Ausdeutung des Reliefs zu einer wohl viel zu frühen Datierung. Ein ähnliches Stück, eine Sonnenscheibe, doch noch jünger, befindet sich in der Friedhofmauer der Kirche von Würflach an der Schneebergbahn.

Des Zusammenhangs halber sei noch kurz auf ein weit nördlich der Donau in Michelstetten befindliches großes Flechtbandkreuz auf einer Grabplatte<sup>1)</sup>, vielleicht von der 1130 erbauten ersten Kirche herrührend, deshalb hingewiesen, weil es ein unbekanntes Denkmal innerhalb dieser niederösterreichischen Gruppe ist. Langobardische „Birntöpfe“ zeigen in aller Klarheit eine Reliefplatte in der Friedhofsmauer in Wolkersdorf nördlich von Wien und die bereits zu

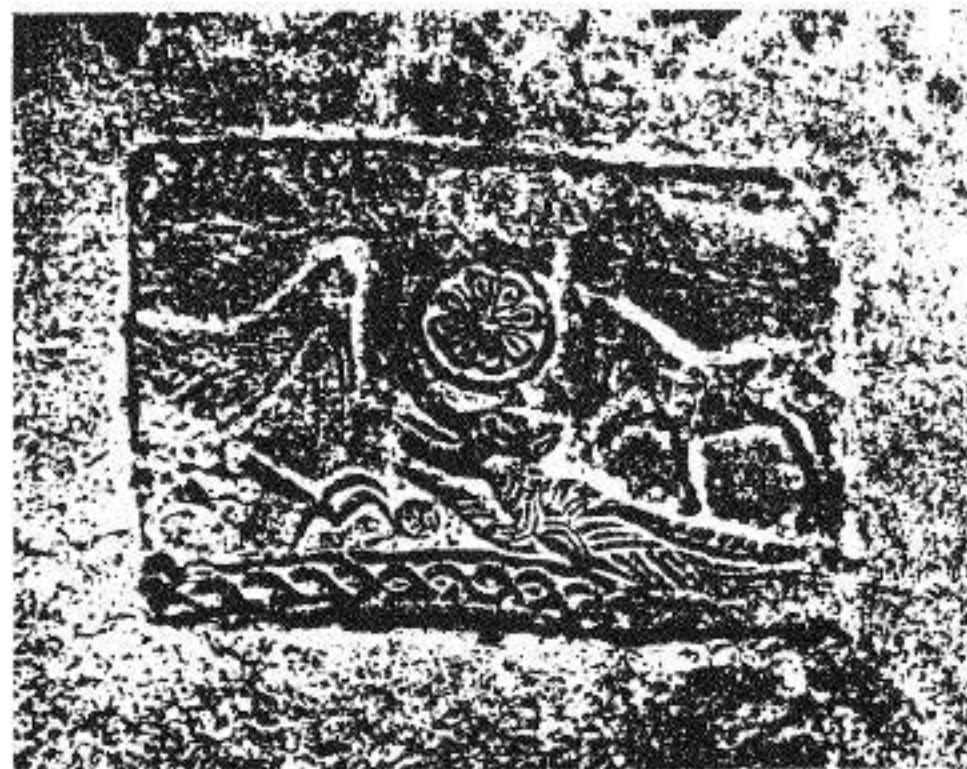


Abb. 13. Weigelsdorf. Sigurale Reliefplatte. Foto: Prof. E. Schaffran.

Beginn dieser Studie erwähnten Konfolenköpfe in der Kirche St. Peter am Anger bei St. Pölten<sup>2)</sup>. Der schon frühgotische Christustopf aus Wolkersdorf wäre auf jedem langobardischem Relief des 8. Jahrhunderts möglich.

Es sei hier noch besonders betont, daß sich die Reihe von nachlangobardischen Ornament- und Kopfformen in den Ostalpen und ihrem nördlichen Vorland noch leicht erweitern läßt. Hier wurden nur einige für diese Untersuchung besonders typische Stücke vorgeführt.

<sup>1)</sup> Eine zeichnerische Abbildung in der kleinen, lokal fundlichen Schrift von St. Zeigl, „Michelstetten, Kirche und Schloß“, 1935, S. 15. Die Flechtbänder an einigen Säulchen an der berühmten Apfis der Kirche zu Schöngrabern stehen mit den langobardischen Vorbildern nur mehr in einem ganz äußerlichen Zusammenhang.

<sup>2)</sup> Ein schöner Birntopf als Konsole in der Apfis St. Johann am Steinfeld (Schneeberggegend), in der freizügigen dekorativen Art um 1270. Ein ganz spätes Beispiel, um 1450, an einem „Olberg“ in Trautmannsdorf.

# Documento · Urkunde · Hoagar Briaf

Con questo scritto documentiamo oggi insieme la conclusione festosa del nostro...

Mit diesem Schriftstück dokumentieren wir heute gemeinsam den feierlichen Abschluß unserer Mit diisame gaschreibache hoite haka bar veste mitanandar de vairliche garichtonghe von unsarne

Gemellaggio  
Städtepartnerschaft  
Gasbindele

## Recoaro Terme Neustadt/Donau

nel senso di una stabile amicizia tra la popolazione delle nostre due città, im Sinne einer bleibenden Freundschaft zwischen den Menschen der beiden Städte, in dar sinne von banar vrontekhot ba bolabat schuschen in loien unsarar pouden lentarn.

Questo viene affermato con la loro firma:

Dieses bestätigen mit ihrer Unterschrift:

*[Handwritten signatures in Italian]*

*[Handwritten signatures in German]*

Recoaro Terme, 24. 9. 1988

Neustadt/Donau, 9. 7. 1988





Schmidt Hans	Gehzeit beim Fernwanderweg E 5 bezweifelt, Leserbrief .....	595
Schneller Christian	Deutsche und Romanen in Südtirol und Venetien .....	500
Schweizer Dr. Bruno	Die Herkunft der Zimbern .....	486
Trapp Dr. Andreas	Mehr als informativ, Leserbrief .....	268
Ungenannt	Deutsche Sprachinsel Lusern .....	19
Ungenannt	Der Fortschritt kam aus Verona .....	84
Ungenannt	Singgemeinschaft Loizenkirchen in der Oberzahre .....	437
Ungenannt	Eine deutsche Sprachinsel in Südtirol, Lusern .....	438
Verschiedenes	Höaliga Nacht .....	246
V. Dr.	Es gibt noch deutsche Sprachinseln in Oberitalien .....	179
Weinhold Manfred	Aktuelle Informationszeitschrift, Leserbrief .....	160
Weinhold Manfred	Auf dem Fernwanderweg E 5 durch das Land der Cimbern .....	326
Westemeier Bruno	Pfarrkirche von Palai im Fersental .....	331
Westemeier Bruno	Alte Häuser in Lusern .....	334
Westemeier Bruno	Ljetzan im obersten Illasital .....	338
Westemeier Bruno	Palai im Fersental - Haus Oberrosler .....	374
Westemeier Bruno	Eichleit im Fersental .....	386
Westemeier Bruno	Lusern .....	389
Westemeier Bruno	Alte Bauernhäuser in Untar-Zahre .....	499
Westemeier Bruno	Pladen - Sappada .....	564
Westemeier Bruno	Robasan, Pfarrkirche .....	596

## Sammeln Sie „Cimbernland“!

Einbanddecken für die Jahrgänge 1986 mit 1987

können beim Kuratoriumsmitglied Buchbindermeister H. Heinrich,  
Max-Reger-Straße 5, D 8303 Rottenburg/Laaber, Telefon 08781/1577

zum Preis von DM 9,50 + Porto und Verpackung

ab sofort bestellt werden.

# Cimbernland

Jahreszeitschrift des Bayerischen Cimbernkuratoriums e.V.

1986 - 1987

## Der Inhalt der Hefte

### Cimbernland Heft 7 (1986)

Sappada Volksschule	Wallfahrer von Pladen auf dem Weg, Kinderzeichnung .....	1
Resch Hugo F.	Zum Inhalt (Heft 7) .....	3
Picinini	Die Pfarrkirche in Lusern .....	4
Lusern, Gemeinde	Padre Paolo Donati verstorben .....	5
Parolo Pino	Roana um 1900 .....	6
Resch Hugo F.	Jahresbericht 1986 .....	7
Rebeschini Igino	Besuch der Cimbern in Bonn .....	10
Petris Adriano	Gueta Bainachn van dar Zahre .....	13
Nicolussi Laigi	Guete Boinichtn Kamou <sup>n</sup> vo <sup>n</sup> Lusern .....	14
Mäder Markus	Die letzten Zimbern lassen grüssen .....	15
Ungenannt	Deutsche Sprachinsel Lusern .....	19
Resch Hugo F.	Kritisch vermerkt .....	22
Reubel-Ciani Theo	Einweihung eines Denkmals auf dem Pertica-Paß .....	23
Patigler Josef	Die deutschen Sprachinseln in Wälschtirol .....	24
Pock Julius	Die Sauris oder Zahre im Friaul .....	53
Ambrosini Marcello	Milch-khitzle odar lèmple met pulten .....	79
Resch Hugo F.	Ein „cimbrisches“ Sprachdenkmal vom Südrand der Alpen, Buchbesprechung .....	80
Ludwig Dr. Günter	Viel Neues entdeckt, Leserbrief .....	80
Fischer Heinrich	Achtungserfolg für die Zahre, Leserbrief .....	80

### Cimbernland Heft 8 (1986)

Sappada Volksschule	Holzhoekar-Gruppe von Pladen, Kinderzeichnung .....	81
Resch Hugo F.	Zum Inhalt (Heft 8) .....	83
Ungenannt	Der Fortschritt kam aus Verona .....	84
Resch Hugo F.	Der Ursprung von Badia Calavena .....	85
Resch Hugo F.	Zum erstmalig Schulbesuch aus den XIII Gemeinden .....	89
Leck Hans	Deutsche Sprachinseln in Wälschtirol .....	90
Ebner Carl	Karte von Südtirol .....	159
Fritzer Hans	Journalistische Fehlleistung, Leserbrief .....	160
Weinhold Manfred	Aktuelle Informationszeitschrift, Leserbrief .....	160
Baliari-Soust Roberto E.	Vor „letzem“ Journalismus nicht gefeilt, Leserbrief .....	160
Locher Irmgard	Schwyzerdütsch selbst Schweizern suspekt .....	160

### Cimberland Heft 9 (1986)

Sappada Volksschule	Junge Bäuerin von Pladen, Kinderzeichnung	161
Resch Hugo F.	Zum Inhalt (Heft 9)	163
Resch Hugo F.	Herbe Verluste für das Kuratorium	165
von Grienberger Th.	Zur Mundart der „Sieben Gemeinden“	166
Resch Hugo F.	Empfang im Fersental war sehr herzlich	168
Bauer Reinhard	Die Orts- und Flurnamen der Gemeinde Selva di Progno, Buchbesprechung	173
Resch Hugo F.	Beglückende Begegnung in Karniens Bergen	174
Pohl Brigitte	„Terra Cymbria“ Ein historisches Wiederfinden	177
Resch Hugo F.	Was meint die Redaktion von „Cimberland“?	179
Dr. Vr.	Es gibt noch deutsche Sprachinseln in Oberitalien	179
Resch Hugo F.	Bayerisches Cimbernkuratorium zur Tagung eingeladen	180
Golffing Dr. Franz	Mit dem größten Interesse, Leserbrief	180
Heller Dr. Karin	Ältere Literatur wird greifbar, Leserbrief	180
Baragiola Aristide	Dialetto e costumi di Sappada	181
Galler Annamaria	Gepitschna Khropfn	197
Resch Hugo F.	In Teig eingeschlagene gefüllte Krapfen	197
Brunner Richard J.	Johann Andreas Schmeller, Leben und Wirken des bayerischen Mundart- und Sprachforschers	199
Resch Hugo F.	Das älteste Bairisch – am Südhang der Alpen	210
Resch Hugo F.	L'idioma bavarese più antico sul pendio meridionale delle Alpi	217
Bloch Cornelia	Nördlich von Verona – Die ältesten Urbayern der Welt?	224
Resch Hugo F.	Was soll dieser Anhang zu einem Reiseführer?	226
Resch Hugo F.	Cimbernkuratorium fördert Kulturvorhaben	227
Niederstätter Alois	J.A. Schmeller: Über die sogenannten Cimbern der VII und XIII Communen, Buchbesprechung	227
Fischer Heinrich	Viel Zeit für Schinken und Gäste – Die Zahre, eine deutsche Sprachinsel in Oberitalien	228
Resch Hugo F.	Bürgermeister Prof. Pietro Tacus begrüßte im Rathaus von Sappada-Pladen	231
Resch Hugo F.	Aktivitäten des Kuratoriums im Jahre 1986	232

### Cimberland Heft 10 (1986)

Sappada Volksschule	Altes Bauernhaus in Pladen im Winter, Kinderzeichnung	241
Resch Hugo F.	Zum Inhalt (Heft 10)	243
Resch Hugo F.	Wieder ein bitterer Verlust für das Kuratorium	245
Verschiedene	Hoaliga Nacht	246
Resch Hugo F.	Jahresbericht 1987	247
Azzolini Guido	Die Festungen der Vezzena-Ebene	254
Azzolini Guido	I Forti della Piana di Vezzena	258
Ruthrof Jörg	Die Zimbern (I)	262
Resch Hugo F.	Simeone Domenico Frigo Metel	265
Frigo Metel S. Domenico	Sain letztes grüssle vor alle de loite	267
Trapp Dr. Andreas	Mehr als informativ, Leserbrief	268
Nebel Gerhard	Ein interessantes Gebiet, Leserbrief	268
Fritzer Hans	Cimberland hat Freude bereitet, Leserbrief	268
Pedrazza Monica	Schlußfeier der Sommerkurse in Lusern	269
Pföner Cristiano	Unterricht auch in Florutz Sankt Felix	269
Polaczek Dietmar	Die laute und die leise Art des Wintervergnügens – Sappada an den Piavequellen	270

Leitenberger Ottmar	Kein „Tiroler Wörterbuch“ von Schmeller, Leserbrief	273
Resch Hugo F.	Tiroler Wörterbücher	273
Bertussek Berta	Dem Ursprung des Liedes nachgegangen, Leserbrief	273
Mirtes Hans	Gekonnt gemacht, Leserbrief	273
Bauer Dr. Reinhard	Namensforscher informiert, Leserbrief	273
Berton Albano	Finalmente anche in italiano, Leserbrief	273
Resch Hugo F.	„Gotische Schrift“ bei reprint nicht vermeidbar	273
Holtz Helmut	Erheblicher Schnitzer, Leserbrief	273
Pegoraro Dr. Giorgio	Die Zimbern in Stuttgart	274
Rebeschini Igino	Vor 's gavènnach in Stuttgart	276
Resch Hugo F.	„Tagung über den germanischen Volksstamm der Zimbern“	276
Baß Alfred	Mitteilungen des Bundes der Sprachinselfreunde	277
Baß Alfred	An unsere Freunde	278
Baß Alfred	Die Sette Comuni Vicentini	279
Baß Alfred	Zimbrische Sprachproben aus den Sette Comuni	281
Baß Alfred	Sprichwörter aus den oberitalienischen Sieben Gemeinden von Vicenza und aus Lusern	289
Baß Alfred	Luserner Sprüche	295
Resch Hugo F.	Zimbrische Katechismen keine Rarität mehr	296
Baß Alfred	Der klóane Catechismo vor's Bèloseland	297
Kernstock Ottokar	Die deutschen Schulen am Grenzhang	300
Baß Alfred	Die Nenien und andere Einzeldrucke zimbrischer Sprache der „Sette Comuni“ von Vicenza	301
Burckhardt Alexander	Abschied vom Fersental	306
Hingerl Martin	Das „Vaterunser“ und „Gegrüßt seist du, Maria“ in der Zimbernsprache	307
Hingerl Martin	Dez Ding vo' dar Brucka	309
Baß Alfred	Die Einweihung der Brücke von Roban 1906	316
Baß Alfred	Wandern und Reisen	319
Resch Hugo F.	Anmerkungen zu Heft 1 bis 3 der „Mitteilungen“	320

### Cimberland Heft 11 (1987)

Asiago Volksschule	Platterweg in Asiago, Kinderzeichnung	321
Resch Hugo F.	Zum Inhalt (Heft 11)	323
M. P. H.	De Gündile – 1897–1988	324
Welshold Manfred	Auf dem Fernwanderweg E 5 durch das Land der Cimbern	326
Westermeier Bruno	Pfarrkirche von Palai im Fersental	331
Westermeier Bruno	Alte Häuser in Lusern	334
Westermeier Bruno	Ljetzan im obersten Illasital	338
Kompass Wanderkarte	Cimbrische Wanderetappen auf dem E 5	342
Resch Hugo F.	Kuratorium erweitert Kontakte	344
Resch Hugo F.	Cimbernkuratorium im Veneto aktiv	344
Grimm Dr. Hans	„Cimberland“ eine Fundgrube	344
Resch Hugo F.	Namen + Nachrichten: Dr. Christian Speck	344
Baß Alfred	Mitteilung der Sprachinselfreunde I. Heft 1913	345
Baß Alfred	Zur Gründungsgeschichte der Sprachinselfreunde	345
Baß Alfred	Leipziger Dissertationen	348
Baß Alfred	Die Verwelschung in Tirol	349
Baß Alfred	Mitglieder der Gesellschaft Burg Persen	351
Baß Alfred	Schriftennachweis	356
Mayr Dr. Michael	Die Entwicklung der nationalen Verhältnisse in Welschtirol	361
Westermeier Bruno	Palai im Fersental – Haus Oberrossler	374

Westermeier Bruno	Eichleit im Fersental .....	386
Westermeier Bruno	Lusern .....	389
Bonato Sergio	Impressionen aus Mezzaselva .....	390
Schmeller Johann Andreas	Entwurf eines Briefes an Erzherzog Johann von 1849 .....	391
Resch Hugo F.	„Märzenruf“ aus uralter Überlieferung .....	392
Hertel Ludwig	Zimbrisches Hochzeitsgedicht .....	397

#### Cimberland Heft 12 (1987)

Asiago Volksschule	Der große Feldumgang, die Rogation, Kinderzeichnung .....	401
Resch Hugo F.	Zum Inhalt (Heft 12) .....	403
Heyck Dr. Eduard	Burg Persen und die Deutschen im Mocchino .....	404
Resch Hugo F.	Arbeitsgespräch mit Bürgermeister Toller von Palai .....	415
Gartner Josefina	Volkslieder aus der Zahre (Sauris) .....	416
Haas Werner	Schinken-Heger, Geheimnis der Karnischen Alpen .....	436
Ungenannt	Singgemeinschaft Loizenkirchen in der Oberzahre .....	437
Ungenannt	Eine deutsche Sprachinsel in Südtirol, Lusarn .....	438
v. Prielmayer M.	Deutsche Sprachinseln .....	439
Resch Hugo F.	Kuratorium knüpft Kontakte mit Recoaro Terme .....	467
Rowley Anthony	Ingeborg Geyer, die deutsche Mundart von Tischelwang in Karnien, Buchbesprechung .....	470
Resch Hugo F.	Tätigkeitsbericht des Bayerischen Cimbernkuratoriums eV. für 1987 .....	472

#### Cimberland Heft 13 (1987)

Asiago Volksschule	Holzheimführen für den Winter, Kinderzeichnung .....	481
Resch Hugo F.	Zum Inhalt (Heft 13) .....	483
Resch Hugo F.	Germano Nicolussi Moz Zaiga – Ein herber Verlust für Lusern und das Kuratorium .....	484
Schweizer Dr. Bruno	Die Herkunft der Zimbern .....	486
Westermeier Bruno	Alte Bauernhäuser in Untar-Zahre .....	499
Schneller Christian	Deutsche und Romanen in Südtirol und Venetien .....	500
Hertzog G.	Eine deutsche Sprachinsel in Welschtirol .....	554
Rowley Anthony	Wolfgang Meid, Der erste zimbrische Katechismus, Buchbesprechung .....	557
Perterer Manfred	Die Insel in den Bergen heißt Luserna .....	559
Resch Hugo F.	Freundschaft mit Lusern bekräftigt .....	560

#### Cimberland Heft 14 (1987)

Asiago Volksschule	Die Rückkehr der Herden von den Almen, Kinderzeichnung .....	561
Resch Hugo F.	Zum Inhalt (Heft 14) .....	563
Westermeier Bruno	Pladen – Sappada .....	564
Resch Hugo F.	Jahresbericht 1988 .....	564
Brunner Karl	Zur Geschichte der Wallfahrt von Pladen/Sappada nach Maria Luggau .....	570
Nicolussi Luigi	Guate Boinichtn un a schümmas Näthiges Jahr .....	583
Fischer Heinrich	Die Kosakenkirche von Timau – Erinnerung an eine verratene Armee .....	584
Baß Alfred	Zimbrische Sprachproben aus den Sette Comuni .....	588
Bartussek Berta	Weit im deutschen Sprachraum verbreitet, Leserbrief .....	595
Fritzer Hans	„Cimberland“ macht stets Freude, Leserbrief .....	595
Schmidt Hans	Gehzeit beim Fernwanderweg E 5 bezweifelt, Leserbrief .....	595

Westermeier Bruno	Robaan, Pfarrkirche .....	596
Kohl J. S.	Die cimbrischen und suevischen Bergbewohner an der Gränze des lombardisch-venetianischen Königreichs .....	597
Heller Karin	Baum Wilhelm, Geschichte der Zimbern, Buchbesprechung .....	640

#### Autorenverzeichnis

Ambrosini Marcello	Milch-khitze odor lèmple met pulten .....	79
Asiago Volksschule	Plattenweg in Asiago, Kinderzeichnung .....	321
Asiago Volksschule	Der große Feldumgang, die Rogation, Kinderzeichnung .....	401
Asiago Volksschule	Holzheimführen für den Winter, Kinderzeichnung .....	481
Asiago Volksschule	Die Rückkehr der Herden von den Almen, Kinderzeichnung .....	561
Azzolini Guido	Die Festungen der Verzena-Ebene .....	254
Azzolini Guido	I Forti della Piana di Verzena .....	258
Baliari-Soust Roberto E.	Vor „Jetzem“ Journalismus nicht gefeit, Leserbrief .....	160
Baragiola Aristide	Dialetto e costumi di Sappada .....	181
Bartussek Berta	Dem Ursprung des Liedes nachgegangen, Leserbrief .....	273
Bartussek Berta	Weit im deutschen Sprachraum verbreitet, Leserbrief .....	595
Baß Alfred	Mitteilungen des Bundes der Sprachinselfreunde .....	277
Baß Alfred	An unsere Freunde .....	278
Baß Alfred	Die Sette Comuni Vicentini .....	279
Baß Alfred	Zimbrische Sprachproben aus den Sette Comuni .....	281
Baß Alfred	Sprichwörter aus den oberitalienischen Sieben Gemeinden von Vicenza und aus Lusern .....	289
Baß Alfred	Luserner Sprüche .....	295
Baß Alfred	Der klöane Catechismo vor's Beloseland .....	297
Baß Alfred	Die Neuen und andere Einzeldrucke zimbrischer Sprache der „Sette Comuni“ von Vicenza .....	301
Baß Alfred	Die Einweihung der Brücke von Robaan 1906 .....	316
Baß Alfred	Wandern und Reisen .....	319
Baß Alfred	Mitteilung der Sprachinselfreunde I. Heft 1913 .....	345
Baß Alfred	Zur Gründungsgeschichte der Sprachinselfreunde .....	345
Baß Alfred	Leipziger Dissertationen .....	348
Baß Alfred	Die Verwelschung in Tirol .....	349
Baß Alfred	Mitglieder der Gesellschaft Burg Persen .....	351
Baß Alfred	Schriftennachweis .....	356
Baß Alfred	Zimbrische Sprachproben aus den Sette Comuni .....	588
Bauer Reinhard	Die Orts- und Flurnamen der Gemeinde Selva die Prognò, Buchbesprechung .....	173
Bauer Reinhard	Namensforscher informiert, Leserbrief .....	273
Berton Albano	Finalmente anche in italiano, Leserbrief .....	273
Bloch Cornelia	Nördlich von Verona – Die ältesten Urbayern der Welt? .....	224
Bonato Sergio	Impressionen aus Mezzaselva .....	390
Brunner Karl	Zur Geschichte der Wallfahrt von Pladen/Sappada nach Maria Luggau .....	570
Brunner Richard J.	Johann Andreas Schmeller, Leben und Wirken des bayerischen Mandart- und Sprachenforschers .....	199
Burckhardt Alexander	Abschied vom Fersental .....	306
Ebner Carl	Karte von Südtirol .....	159
Fischer Heinrich	Achtungserfolg für die Zahre, Leserbrief .....	80
Fischer Heinrich	Viel Zeit für Schinken und Gäste – Die Zahre, eine deutsche Sprachinsel in Oberitalien .....	228

Fischer Heinrich	Die Kosakenkirche von Timau – Erinnerung an eine verratene Armee	584
Frigo Metel S. Domenico	Sain letztes grüüsse vor alle de loite	267
Fritzer Hans	Journalistische Fehlleistung, Leserbrief	160
Fritzer Hans	Cimbernland hat Freude bereitet, Leserbrief	268
Fritzer Hans	„Cimbernland“ macht stets Freude, Leserbrief	595
Galler Annamaria	Gepitscha Khropfn	197
Gärtner Josefine	Volkslieder aus der Zahre (Sauts)	416
Golffing Dr. Franz	Mit dem größten Interesse, Leserbrief	180
Grimm Dr. Hans	„Cimbernland“ eine Fundgrube	344
Grienberger von Th.	Zur Mundart der „Sieben Gemeinden“	166
Haas Werner	Schinken-Heger, Geheimnis der Karnischen Alpen	436
Heller Dr. Karin	Ältere Literatur wird greifbar, Leserbrief	180
Heller Dr. Karin	Baum Wilhelm, Geschichte der Zimbern, Buchbesprechung	640
Hertel Ludwig	Zimbrisches Hochzeitsgedicht	397
Hertzog G.	Eine deutsche Sprachinsel in Welschtirol	554
Heyck Dr. Eduard	Burg Persen und die Deutschen im Mochino	404
Hingerl Martin	Das „Vaterunser“ und „Gegrüßt seist du, Maria“ in der Zimbersprache	309
Hingerl Martin	Dez Ding vo' dar Brucka	307
Holtz Helmut	Erheblicher Schnitzer, Leserbrief	273
Kernstock Ottokar	Die deutschen Schulen am Grenztag	300
Kohl J. S.	Die cimbrischen und suevischen Bergbewohner an der Gränze des lombardisch-venetianischen Königreichs	597
Kompass Wanderkarte	Cimbrische Wandertappen auf dem E 5	342
Leck Hans	Deutsche Sprachinseln in Wälschtirol	90
Leitenberger Ottmar	Kein „Tiroler Wörterbuch“ von Schmeller, Leserbrief	273
Locher Irmgard	Schwyzerdütsch selbst Schweizern suspekt	160
Ludwig Dr. Günter	Viel Neues entdeckt, Leserbrief	80
Lusern, Gemeinde	Padre Paolo Donati verstorben	5
M. P. H.	De Gündle – 1897–1988	324
Mäder Markus	Die letzten Zimbern lassen grüssen	15
Mayr Dr. Michael	Die Entwicklung der nationalen Verhältnisse in Welschtirol	361
Mirtes Hans	Gekommt gemacht, Leserbrief	273
Nebel Gerhard	Ein interessantes Gebiet, Leserbrief	268
Nicolussi Luigi	Gauste Bojnichtn Kamou <sup>o</sup> vo' Lusern	14
Nicolussi Luigi	Gauste Bojnichtn un a schommas Naüghes Jahr	583
Niederstätter Alois	J. A. Schmeller: Über die sogenannten Cimbern der VII und XIII Communen, Buchbesprechung	227
Parolo Pino	Roana um 1900	6
Patigler Josef	Die deutschen Sprachinseln in Wälschtirol	24
Pegoraro Dr. Giorgio	Die Zimbern in Stuttgart	274
Perterer Manfred	Die Insel in den Bergen heißt Luserna	559
Pedrazza Monica	Schlußfeier der Sommerkurse in Lusern	269
Petris Adriano	Gausta Bainachn van dar Zahre	13
Picinini	Die Pfarrkirche in Lusern	4
Ploner Cristiano	Unterricht auch in Fiorutz Sankt Felix	269
Pock Julius	Die Saaris oder Zahre im Friaul	53
Pohl Brigitte	„Terra Cymbrica“ Ein historisches Wiederfinden	177
Polaczek Dietmar	Die laute und die leise Art des Wintervergnügens – Sappada an den Plavequellen	270
Prielmayer v. M.	Deutsche Sprachinseln	439
Rebeschini Igino	Besuch der Cimbern in Bonn	10

Rebeschini Igino	Vor 's gavännach in Stuttgart	276
Resch Hugo F.	Zum Inhalt (Heft 7)	3
Resch Hugo F.	Jahresbericht 1986	7
Resch Hugo F.	Kritisch vermerkt	22
Resch Hugo F.	Ein „cimbrisches“ Sprachdenkmal vom Südrand der Alpen, Buchbesprechung	80
Resch Hugo F.	Zum Inhalt (Heft 8)	83
Resch Hugo F.	Der Ursprung von Badia Calavena	85
Resch Hugo F.	Zum erstmalig Schulbesuch aus den XIII Gemeinden	89
Resch Hugo F.	Zum Inhalt (Heft 9)	163
Resch Hugo F.	Herbe Verluste für das Kuratorium	165
Resch Hugo F.	Empfang im Fesental war sehr herzlich	168
Resch Hugo F.	Begläckende Begegnung in Karnien Bergen	174
Resch Hugo F.	Was meint die Redaktion von „Cimbernland“?	179
Resch Hugo F.	Bayerisches Cimbernkuratorium zur Tagung eingeladen	180
Resch Hugo F.	In Teig eingeschlagene gefüllte Krapfen	197
Resch Hugo F.	Das älteste Bairisch – am Südrand der Alpen	210
Resch Hugo F.	L'idioma bavarese pü antico sul pendio meridionale delle Alpi	217
Resch Hugo F.	Was soll dieser Anhang zu einem Reiseführer?	226
Resch Hugo F.	Cimbernkuratorium fördert Kulturvorhaben	227
Resch Hugo F.	Bürgermeister Prof. Pietro Tacis begrüßte im Rathaus von Sappada-Pladen	231
Resch Hugo F.	Aktivitäten des Kuratoriums im Jahre 1986	232
Resch Hugo F.	Zum Inhalt (Heft 10)	243
Resch Hugo F.	Wieder ein bitterer Verlust für das Kuratorium	245
Resch Hugo F.	Jahresbericht 1987	247
Resch Hugo F.	Simeone Domenico Frigo Metel	265
Resch Hugo F.	Tiroler Wörterbücher	273
Resch Hugo F.	„Gotische Schrift“ bei reprint nicht vermeidbar	273
Resch Hugo F.	„Tagung über den germanischen Volksstamm der Zimbern“	276
Resch Hugo F.	Zimbrische Katechismen keine Rarität mehr	296
Resch Hugo F.	Anmerkungen zu Heft 1 bis 3 der „Mitteilungen“	320
Resch Hugo F.	Zum Inhalt (Heft 11)	323
Resch Hugo F.	Kuratorium erweitert Kontakte	344
Resch Hugo F.	Cimbernkuratorium in Veneto aktiv	344
Resch Hugo F.	Namen + Nachrichten – Dr. Christian Speck	344
Resch Hugo F.	„Märzenruf“ aus uralter Überlieferung	392
Resch Hugo F.	Zum Inhalt (Heft 12)	403
Resch Hugo F.	Arbeitsgespräch mit Bürgermeister Toller von Palai	415
Resch Hugo F.	Kuratorium knüpft Kontakte mit Recoaro Terme	467
Resch Hugo F.	Tätigkeitsbericht des Bayerischen Cimbernkuratoriums e.V. für 1987	472
Resch Hugo F.	Zum Inhalt (Heft 13)	483
Resch Hugo F.	Germano Nicolussi Moz Zaiga – Ein herber Verlust für Lusern und das Kuratorium	484
Resch Hugo F.	Freundschaft mit Lusern bekräftigt	560
Resch Hugo F.	Zum Inhalt (Heft 14)	563
Resch Hugo F.	Jahresbericht 1988	564
Reubel-Ciani Theo	Einweihung eines Denkmals auf dem Pertica-Paß	23
Rowley Anthony	Ingeborg Geyer, die deutsche Mundart von Tischelwang in Karnien, Buchbesprechung	470
Rowley Anthony	Wolfgang Meid, der erste zimbrische Katechismus, Buchbesprechung	557
Ruthrof Jörg	Die Zimbern (I)	262
Sappada, Volksschule	Wallfahrer von Pladen auf dem Weg, Kinderzeichnung	1
Sappada, Volksschule	Holzbocker-Gruppe von Pladen, Kinderzeichnung	81
Sappada, Volksschule	Junge Bäuerin von Pladen, Kinderzeichnung	161
Sappada, Volksschule	Altes Bauernhaus in Pladen im Winter, Kinderzeichnung	241
Schmeller Johann Andreas	Entwurf eines Briefes an Erzherzog Johann von 1849	391